

#### IV. KAPITEL

### Verwendung der Wehrmacht





H. Fischer.

General H. Dufour.  
1787—1875.





Joh. Ulr. von Salis-Soglio.  
1790—1874.

General der Sonderbundstruppen.  
Machte den deutschen Befreiungskrieg 1813/14 mit, diente mit  
Auszeichnung in niederländischen Diensten.

## Verwendung der Wehrmacht

### I. Der Sonderbund.<sup>1)</sup>

1847.

Ein Schicksalsjahr erster Ordnung für unser Land, ist doch damals die Entscheidung darüber gefallen, dass im nächsten Jahr unser Staatswesen auf neuer Grundlage im Innern und nach aussen gefestigt werden konnte. Es kann nicht der Zweck dieser Darstellung sein, besonders an die damaligen politischen Erschütterungen zu erinnern, sondern darauf hinzuweisen, wie die Wehrmacht bei diesen Ereignissen mitgewirkt hat. Je schwieriger die Zeiten für ein Volk sind, von desto entscheidenderer Wichtigkeit ist es, dass dann Männer an der Spitze stehen, die ihrer Verantwortung bewusst und fähig sind, sie auch auf sich zu nehmen. Und im Jahre 1847 war die Lage unseres Landes eine schwierige: das Ausland bereit zur Einmischung, mit einzelnen Teilen sogar in geheimer Verbindung, im Innern Zwietracht und Hader, wobei die Leidenschaften recht hoch gingen, beginnende Zersetzung; da bedurfte es wirklich des Zusammenstehens aller gutgesinnten und einsichtigen Eidgenossen. Glücklicherweise konnten sie ihr Vertrauen einem Manne schenken, der wie kein anderer imstande war, das Land durch alle diese Wirrnisse zur Einigung zu führen: General Dufour! Er

<sup>1)</sup> Es kann sich nicht darum handeln, die allgemein bekannten, militärischen Ereignisse, die zur Auflösung des Sonderbundes führten, zu wiederholen, sondern die Persönlichkeit General Dufours soll hervorgehoben und dem Leser nahegebracht werden.



war damals 60 Jahre alt und hatte in einem Leben voll Arbeit für Land und Volk sich reiche Erfahrungen gesammelt. Es kann nur von Nutzen sein, wenn wir dieser Persönlichkeit etwas nähertreten und sie kennenlernen.

Es war 1807. Da meldete sich ein junger Mann von 20 Jahren zur Aufnahme in die Ecole polytechnique in Paris. Nachdem er mit 17 Jahren in Genf das Reifeexamen für die Universität bestanden und ein Jahr lang im Lazarett, in der Absicht, Arzt zu werden, gearbeitet hatte, war er von einem Bekannten auf die seit einigen Jahren bestehende Ecole polytechnique in Paris aufmerksam gemacht worden. Neben den verschiedenen Ingenieurwissenschaften gab es eine Abteilung für angehende Genie- und Artillerieoffiziere. Jetzt war der junge Dufour entschlossen, diese Schule zu besuchen und hatte sich in zweijährigem Selbststudium darauf vorbereitet. Er durfte sich sagen, sein Möglichstes getan zu haben, aber er wurde bitter enttäuscht; denn seine Aufnahme erfolgte knapp als der 140. von 150 Kandidaten. Nun zeigte sich die Energie und Begabung, die in Dufour steckten. Nach zwei Jahren verlässt er die Anstalt mit dem 5. Rang, kurz darauf steht er in der Artillerieschule in Metz an der Spitze. Seine Vorgesetzten werden auf den jungen Mann aufmerksam und senden ihn noch 1809 als Genieleutnant nach Korfu, der letzten der noch im Besitze der Franzosen befindlichen Ionischen Inseln. Er soll dort bei der Erweiterung der Befestigungen mitarbeiten. Mit 22 Jahren wird er Hauptmann und Kommandant einer Sappeurkompanie. Bei einer Erkundungsfahrt kommt es zu einem Kampfe mit den Engländern, wobei Dufour infolge einer Pulverexplosion auf dem eigenen Schiff schwer verwundet wird und nur dank seiner Entschlossenheit und abgehärteten Natur mit dem Leben davorkommt.

Sein Talent für Kartenzeichnen zeigt sich in hervorragender Weise bei der Herstellung eines Planes der Festung, wobei die von ihm und seinen Kameraden erfundene Reliefdarstellung zur Verwendung kommt.

Nach der Uebergabe der Insel wird die französische Besatzung 1814 nach Marseille zurücktransportiert. Die Stimmung der Truppen ist schlecht, da sie schon monatelang keinen Sold mehr erhalten hat und der Empfang in dem bourbonisch gewordenen Frankreich wenig freundlich ist. In Aix kommt es auf dem Marsch ins Innere des Landes zur offenen Meuterei. Die Art, wie Dufour derselben Meister wird, ist erwähnenswert und zeigt wieder seine Unerschrockenheit und Entschlossenheit. Mit den Waffen dringt ein Haufe der Meuterer auf Dufour ein, « dieser hat keine Zeit, den Degen zu ziehen, ergreift die zwei vordersten, schlägt ihnen die Köpfe zusammen und wirft sie mit Macht gegen die andern, dann zieht er den Degen, pariert die Säbelhiebe und streckt drei nieder ». Herbeieilende Unteroffiziere unterstützen Dufour, die Meuterei wird mit Waffengewalt unterdrückt. Diese Tat persönlichen Mutes und dieser Einsatz der Persönlichkeit in gefährlicher Lage bedeutet für die Beurteilung Dufours für uns mehr als seine immer wieder erzählte Verwundung bei der erwähnten Erkundungsfahrt, die gar nicht feindlicher Einwirkung entsprang.

Drei Jahre später. Dufour ist nach kurzer Dienstleistung in Lyon im Jahre 1815 auf Halbsold gesetzt worden und nach Genf zurückgekehrt. 1817 erinnert man sich des tüchtigen Genieoffiziers und bietet ihm die Stelle eines Kommandanten an, unter der Bedingung, dass er Franzose werde. Dieses ehrende Angebot fällt um so mehr ins Gewicht, da er in keiner beneidenswerten Lage ist. Er lebt nun schon mehr als ein Jahr in seiner Vaterstadt, die Zukunft liegt dunkel vor ihm, da er kein « bestimmtes Ziel für seine fernere Laufbahn gefunden » hat. Der geringe Halbsold zwingt ihn, der doch an ein genügsames Leben gewohnt war, zu fühlbaren Einschränkungen. Es ist bezeichnend für die hohe Gesinnung Dufours, dass er auf die äussern Vorteile und gewiss eine glänzende Laufbahn verzichtet, um Schweizer und Genfer zu bleiben.



Er mag kaum geahnt haben, von welcher Tragweite dieser Entschluss für unser Land geworden ist, eine Entscheidung, die oberflächlich und materiell betrachtet, nicht sehr klug und «praktisch» zu sein schien, die aber heute noch in ihrer sittlichen Grösse nachwirkt und als Vorbild dient. Nicht Ehre und Gewinn, sondern Pflichterfüllung in erster Linie waren für Dufour massgebend.

Diese Absage bedingte naturgemäss den Rücktritt aus der französischen Armee. Aber noch im gleichen Jahr, 1817, erhält er das eidgenössische Hauptmannsbrevet, und Genf ernennt ihn zum Professor für Mathematik an den höhern Lehranstalten. Zugleich kann er als Stadt- und Zivilingenieur seiner Vaterstadt die wertvollsten Dienste leisten. Für uns kommt nun hauptsächlich seine Tätigkeit im Dienste unseres Wehrwesens in Betracht. An anderer Stelle wurde dargestellt, welche Schwierigkeiten nach den Kriegsjahren am Ende des 18. Jahrhunderts zu überwinden waren, um wieder eine Wehrmacht, wenn auch in bescheidenem Masse, zu schaffen. Und welche Mängel hatte nicht noch die letzte Grenzbesetzung 1815 gezeigt. Mängel äusserer Art, Uniformen, Geschütze und Gewehre und anderes Kriegsmaterial liessen sich am Ende noch mit Geld beschaffen, aber der Mangel an innerem Halt, entsprechend der politischen Zerrissenheit, war mit materiellen Mitteln nicht zu heben. Dazu brauchte es sittliche Kräfte und eine langjährige, treue und selbstlose Aufbauarbeit.

Nun gab es gewiss eine Anzahl militärischer Führer, die in klarer Erkenntnis dieser Notwendigkeit ihr Bestes leisteten. Aber man kann sich doch des Eindrucks nicht erwehren, das manche derselben bei allem guten Willen nicht mehr über die geistige Frische verfügten, die für die Förderung des Wehrwesens besonders unter dem Offizierskorps nötig erschien. Man wird einwenden: Und die vielen kriegserfahrenen Offiziere, die ihrem Lande auf so vielen Schlachtfeldern Ehre gemacht hatten, waren das nicht die besten Lehrmeister? Zugestanden für das

Kriegshandwerk. Nun ist es klar, dass eine Miliz davon ganz besonders viel verstehen sollte, aber um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, müssen Grundlagen vorhanden sein, die auf der sittlichen Kraft des ganzen Volkes beruhen. Stelle man sich die Lage im Jahre 1817 richtig vor. Mit der Ausbildung zum «Kriegshandwerk» war es damals nicht getan. Nach den Kriegsjahren der napoleonischen Zeit war nachgerade eine begreifliche Kriegsmüdigkeit eingetreten; ferner schienen die politischen Verhältnisse Europas durch den Wiener Kongress für lange Zeit so geordnet worden zu sein, dass ein neuer Krieg nicht so rasch wieder zu erwarten war. Für die Schweiz hatte sich die Lage besonders «friedlich» gestaltet; denn nicht nur wurde die Notwendigkeit ihres Bestehens als im hohen Interesse der andern Staaten liegend bezeichnet, sondern man hatte auch ihre Neutralität anerkannt. Allerdings war ihr die Pflicht überbunden worden, für die Behauptung derselben selbst stets die dazu notwendigen Kampfmittel bereitzuhalten. Aber wer sollte an die Verletzung der Neutralität denken? Es war daher die Gefahr vorhanden, dass, wie vor dem Zusammenbruch, trotz der trüben Erfahrungen sich eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Wehrwesen geltend machte und den wiedererwachten Wehrwillen untergrub.

Nun war es den Anstrengungen aller Vorwärtstrebenden endlich gelungen, im Bundesvertrag vom 7. August 1815 einen guten Anfang der politischen Einigung zu schaffen und im Militärreglement von 1817 in der Vereinheitlichung des Wehrwesens einen Schritt vorwärts zu tun; aber wie weit war man noch vom Ziele entfernt. Es mag gut gewesen sein, dass es damals noch kein Referendum gab; denn wie viele gab es noch, die jeder Neuerung widerstrebten oder für eine solche nur unter Bedingungen zu haben waren, welche eine Weiterentwicklung erschweren oder verunmöglichen mussten. Und im Grunde erkannten verhältnismässig nur wenige Einsichtige die Bedeutung unserer Armee für das ganze Volksleben, als



wirksamstes und sicherstes Mittel, die Ueberzeugung zur Tat werden zu lassen, dass wir alle ein gemeinsames Vaterland haben, für dessen Erhaltung und Förderung wir alle Kräfte einsetzen sollen.

Wohl keiner war mehr geeignet, in diesem Sinne mitzuwirken als Dufour. Er trat gleichsam als neue Kraft auf den Plan. Sein weiter Blick, gegründet auf seine Freiheitliche und gerechte Gesinnung, das Erbe seiner trefflichen Eltern, seine umfassende Bildung (auf Korfu las er Homer, in den Sonderbundskrieg nahm er den Horaz mit sich und später war ihm Ciceros « De senectute » neben den französischen Klassikern « ein Hochgenuss »), seine gründliche wissenschaftliche Ausbildung in seinem Fache und in den Militärwissenschaften, seine nie erlahmende Energie und Beharrlichkeit mussten die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, so dass er rasch einer der tatkräftigsten Förderer unseres Wehrwesens wurde. Seine Bescheidenheit und Schlichtheit begleiten ihn sein ganzes Leben lang. Es ist keine Redensart, wenn er in seinem Schreiben mit dem Verzicht auf das Kommando in Frankreich sagt, er fühle sich glücklich, wenn seine « schwachen Gaben den Mitbürgern irgendwie nützlich sein » könnten. In seinen Studien über den Herzog Rohan (Feldzug im Veltlin 1635) — wir täuschen uns kaum, dass er sich diesen hervorragenden und nicht nur der Geburt, sondern seiner ganzen Gesinnung nach vornehmen Hugenottenführer als Vorbild genommen hat — schreibt Dufour:

« Aber auch ganz abgesehen von den Beziehungen des grossen Mannes zu unserm Vaterlande, wer sollte nicht in ihm eine der edelsten Erscheinungen seines Jahrhunderts mit aller Sympathie begrüßen? Nicht nach äusserm Erfolge misst sich ja der Wert des Menschen, sondern nach der Treue, womit er sich und das Seine der erkannten Wahrheit und Pflicht weihet und opfert. Im Umgang mit denen zu leben, die hierin mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, ist der erhebende Genuss, der aus der Betrachtung ihrer Gestalten quillt. »

War nicht Dufour ein solcher Mann, der mit seltener Treue « sich und das Seine der erkannten Wahrheit und Pflicht » geweiht hat? Seine Dienstjahre bis ins 80. Lebensjahr beweisen es. Er stammte aus einfachen Verhältnissen und verstand auch den gewöhnlichen Mann.

Mit klarem Blick erkannte Dufour die Eigenart unseres Milizsystems und die Folgen der Anerkennung der Neutralität auf dem Wiener Kongress für unser Wehrwesen. Auf Grund seiner Erfahrungen setzte er sich für die bessere Ausbildung der Kaders, besonders der Offiziere, ein, wobei er nicht nur die fachtechnische, sondern auch die geistige Förderung erstrebte. So ist es verständlich, dass Dufour 1819 bei der Eröffnung der von der Tagsatzung beschlossenen « Zentralschule für Offiziere, Unteroffiziere des Genies und der Artillerie » in Thun anwesend war und als « Instructor für Genie » an derselben wirkte. Noch im gleichen Jahr wurde er zum Major und 1820 zum Oberstleutnant befördert. Seine Tätigkeit rechtfertigte diese raschen Beförderungen; denn er verlangte nicht nur viel von seinen « Schülern », sondern war ihnen in jeder Beziehung ein Beispiel und leistete selbst Ausserordentliches. In der Erkenntnis, wie mangelhaft unser Wehrwesen noch war, setzte er seine ganze Persönlichkeit ein. Seine Gründlichkeit, seine geistige Frische und seine Begabung für den Unterricht sicherten ihm grosse Erfolge. Dabei mag sein Temperament etwa mit ihm durchgegangen sein. Sein Biograph berichtet von ihm:

« Im Dienste war er sehr streng, oft nur fast zu hitzig, doch hatte man häufig Gelegenheit zu bemerken, wie er seinem etwas heftigen Charakter mit Gewalt Zügel anlegte; denn er besass die tiefe Selbsterkenntnis, dass ein heftiges Wesen seine Hauptschwäche sei. »

Auch körperlich war er stets frisch und bewahrte bis ins hohe Alter eine grosse Leistungsfähigkeit, hat er doch noch als 85jähriger Mann mit einem Freunde einen andert halbstündigen Marsch gemacht, « ohne dass er sich nur einmal setzen oder sich ausruhen wollte. »



Sein psychologisches Verständnis zeigte sich in seinem Bestreben, in der Armee eine einheitliche Fahne einzuführen. Das war damals gar keine selbstverständliche Sache, und Dufour gelang es erst nach zehnjährigen Bemühungen, ans Ziel zu gelangen. Mit der eidgenössischen Armbinde, die General Bachmann einführte, konnte man sich am Ende noch abfinden, aber die Anhänger der Selbständigkeit der Kantone im Wehrwesen fühlten mit Recht, dass mit der Einführung einer eidgenössischen Fahne ein grosser Schritt in der Vereinheitlichung der Armee erreicht war.

Es lag Dufour daran, die Offiziere neben dem Unterricht in der Militärschule noch selbst zu militärwissenschaftlichen Studien zu veranlassen. Er wurde so mit dem Basler Wieland, der ebenfalls seine militärische Laufbahn unter Napoleon begonnen hatte, der Begründer einer militärwissenschaftlichen Literatur der Schweiz. Das Urteil Oechslis lautet mit Recht: «Mit dem 1820 erschienenen *„Mémoires pour les travaux de Guerre“* begann die Reihe der Lehrbücher Dufours, die dem trefflichen Instruktor der Thuner Militärschule und künftigen General der Schweiz früh einen über die Grenzen des Vaterlandes hinausreichenden Namen verschafft hat.» Wieland lenkte die Aufmerksamkeit auf die eigene Kriegsgeschichte, auf «die militärische Lage der Schweiz in Europa und ihre Widerstandsmittel».

Die Auffassung und Einsicht Dufours erkennt man am besten aus den zahlreichen Eingaben und Entwürfen an die Behörden zur Förderung des Wehrwesens. So äussert er sich u. a. folgendermassen: «Wenn zugegeben wird, dass eine reguläre Armee ihrer Hauptstärke entbehrt, sobald es ihr an einem guten Generalstab fehlt, um wieviel muss eine Milizarmee wie die unsrige einen solchen nötig haben. Unsere in den verschiedenen Kantonen der Republik stets für sich ausgebildeten Bataillone und Schwadronen können nicht die Sicherheit besitzen, die man nur auf die Länge durch fortwährende Praxis er-



A. Pochon.

Artillerie-Offizier 1851—1862.



reicht. Die schweizerische Armee wird beim Beginne eines Feldzuges immer von geringem Werte sein. Die grösste Schwierigkeit besteht darin, die verschiedenen administrativen und militärischen Zweige gut zu organisieren, und dazu braucht es Zeit und Ruhe. Es ist aber vorauszusehen, dass man uns weder Zeit noch Ruhe gönnen wird. Der uns angreifende Feind, der unsere Schwäche kennt, wird seine Vorbereitungen heimlich betreiben und wie der Blitz über uns herfallen, ohne uns nur zur Sammlung gelangen zu lassen.»

«Weh' uns, wenn es uns in einer solchen Lage an guten Offizieren fehlt, um die zerstreuten Elemente unserer Kriegsmacht zu sammeln und die Begeisterung der nationalen Scharen einsichtig zu leiten. Unserm Widerstand würde es dann an Einheit fehlen, und wie gross auch der Mut unserer Soldaten wäre, sie würden von gewandteren Truppen geschlagen werden, das Misstrauen würde sich ihrer bemächtigen, vielleicht auch, dass sie angesichts der Unsicherheit ihrer Führer, sich für verraten halten würden.»

Schon im zweiten Jahr des Bestehens der Militärschule in Thun begann Dufour mit Uebungsreisen, welche für die Teilnehmer unter seiner kundigen Leitung sehr fördernd waren. Zudem setzte er sich dafür ein, dass die von der Militär-Aufsichtsbehörde begonnenen «Ubungslager» von der mehr oder weniger starren Form von blossen Gefechtsexerzitien befreit und zu richtigen Manövern gestaltet wurden.

Es ist ohne weiteres klar, dass Dufour als auf diesem Gebiet besonders erfahrener Genieoffizier dem Befestigungswesen volle Aufmerksamkeit schenkte. Was er hier geleistet hat, ist an anderer Stelle dargestellt. Die erbauten Werke machen ihrer Anlage und Ausführung nach auch heute noch, trotzdem die Verhältnisse andere geworden sind, dem Ersteller alle Ehre. Im Zusammenhange damit standen die Fragen der Vermehrung und Verbesserung der Artillerie. Dufour widmete sich denselben mit



Eifer auf Grund eingehender Studien der einschlägigen Literatur und Reisen zu diesem Zweck ins Ausland.

Die Militärschule Thun erhielt im Jahre 1827 eine Erweiterung, indem in Zukunft auch Generalstabsoffiziere sowie Offiziere und Unteroffiziere der andern Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie und Scharfschützen, einberufen werden konnten. In Anerkennung ihrer bisherigen Tätigkeit wurden Dufour und Hirzel zu eidgenössischen Obersten befördert.

So sehr Dufour von dem parteipolitischen Getriebe sich fernhielt — diese leidenschaftlichen Auseinandersetzungen und masslosen Uebertreibungen gegenüber den Andersdenkenden waren ihm mit Recht zuwider — um so mehr kümmerte er sich um die politische Lage der Schweiz zum Ausland und verfolgte mit Aufmerksamkeit die Ereignisse; denn er hatte sich vorgenommen: «Die Aufgabe meines Lebens heisst, jeden Krieg von den Schweizergrenzen fernzuhalten. Der Aufrechterhaltung der schweizerischen Neutralität widme ich mein Leben.»

Auf einer Studienreise durch Frankreich im Winter 1829/30 konnte er dank seiner Beziehungen zu den frühern Kameraden aus der Dienstzeit unter Napoleon wertvolle Beobachtungen machen, die auf eine bevorstehende Umwälzung schliessen liessen. Dufour erkannte klar die Wirkung, welche dieselbe auch auf die andern Staaten haben musste, und die schwerwiegenden Folgen, die für die Schweiz entstehen konnten. Vorzeitig kehrte er zurück, um auf die bevorstehenden Ereignisse aufmerksam zu machen. So kam die Nachricht von dem Losbrechen des Sturmes mit der Revolution in Paris am 25. Juli nicht unerwartet. Dufour machte auf die Notwendigkeit aufmerksam, rasch zu handeln und eine ausserordentliche Tagsatzung einzuberufen. Diese fand bereits am 23. September in Bern statt, welche eine Kommission von 7 Mitgliedern beauftragte, zusammen mit der Militäraufsichtsbehörde «die zur Aufrechterhaltung der Neutralität erforderlichen Massnahmen vorschlagen sollte».

Es lag naturgemäss Dufour ferne, den «kriegerischen Mann» spielen zu wollen oder sich etwa in den Vordergrund zu stellen, sondern es war ihm als gutem Psychologen darum zu tun, die Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen zu lassen, unser Volk auf die Probe zu stellen, ob es fähig war, auch ohne direkte Gefahr einer kriegerischen Verwicklung einen kräftigen Entschluss zur Wahrung seiner Unabhängigkeit gegenüber dem Ausland zu fassen und durchzuführen. Ganz abgesehen davon, dass die Allgemeinheit dadurch gezwungen wurde, sich wieder einmal eingehend mit dem Wehrwesen zu beschäftigen, konnte man aus dem Verhalten ersehen, wie weit die innere Festigkeit des Staatswesens fortgeschritten war. Bei dem grossen Einfluss und Eigenleben der Kantone war es von besonderer Wichtigkeit, in einer Angelegenheit, die jeden Schweizer in gleicher Weise betraf, das Volk vor eine Entscheidung zu stellen. Als Abgeordneter von Genf war Dufour in der Lage, seinen ganzen Einfluss zur Geltung zu bringen. So wurde eine Rede von ihm unter dem Titel «Des Vaterlandes Aufruf an das Schweizervolk» gedruckt, ins Deutsche übersetzt und allgemein verbreitet.

Die Bemühungen Dufours und seiner gleichgesinnten Miteidgenossen hatten Erfolg. Ende Dezember 1830 erfolgte die feierliche Erklärung der Tagsatzung, «im Falle eines Krieges zwischen den benachbarten Grossmächten ihrer Neutralität Geltung zu verschaffen». Die Kantone wurden aufgefordert, beide Kontingente auf Pikett zu stellen, um die eidgenössische Armee, wenn es nötig werden sollte, sofort aufbieten und besammeln zu können. Noch am 29. Dezember wurden der Generalstab, die Divisionsstäbe und die Hälfte der Brigadestäbe aufgeboten, und am nächsten Tage erfolgte die Wegleitung für den zu wählenden General. Am 7. Januar 1831 wurde dieser in der Person des Obersten Guignier de Prangins ernannt, als Generalstabschef erhielt er Dufour. Diese beiden Männer boten alle Gewähr für eine tatkräftige und verständnis-



volle Zusammenarbeit. Nun war Dufour in seinem Element. Wenn es auch nicht zu einer Aufstellung der Armee kam, so wurde von den aufgegebenen Stäben um so mehr gearbeitet, und die Offiziere erhielten gründlichen Unterricht über die verschiedenen Fragen der Landesverteidigung, Vorbereitung der Mobilmachung, Erkundungen, Aufmärsche, Ausarbeitung von Operationsplänen, Befestigungsarbeiten, Grenzbewachung, so dass diese « Eidgenössische Bewaffnung von 1831 » für unser Wehrwesen von grossem Nutzen war. Diese Tätigkeit war getragen von weitgehendem allgemeinem Interesse, es bildeten sich sogar Freikorps, und man veranstaltete Sammlungen zugunsten von Witwen und Waisen, wenn es zum Kriege kommen sollte.

Die Antworten der Grossmächte auf die ihnen mitgeteilten Beschlüsse der Tagsatzung betreffend Neutralität waren wenig freundlich. Oesterreich, Preussen und Russland drückten sogar ihre Missbilligung aus, so dass ihnen deutlich gesagt werden musste, dass das Schweizervolk im eigenen Lande selbst zum Rechten sehen werde. Frankreich zweifelte an der Fähigkeit der Eidgenossenschaft, mit eigenen Kräften ihren Willen durchzuführen, erklärte aber, es werde « die geringste Verletzung des Schweizergebietes durch österreichische Truppen als Kriegserklärung ansehen ». England allein ermunterte verständnisvoll die Schweiz in ihrem Bestreben nach Unabhängigkeit. Trotz alledem hatte die Schweiz an Achtung gewonnen.

Ein Jahr später wurde Dufour Oberstquartiermeister, was unserem Chef der Generalstabsabteilung von heute entsprach. Am 3. November 1832 erhielt er von der Tagsatzung in Verbindung damit den Auftrag, die Landesvermessung weiterzuführen. Das bedeutete nun eine ausserordentliche Mehrbelastung. Wohl gab es wertvolle Vorarbeiten; denn in der Eidgenossenschaft hatte man schon frühe Verständnis für eine richtige Darstellung des eigenen Landes, aber eine gründliche Bearbeitung war bis jetzt nicht zustande gekommen. Finsler hatte schon darauf hin-

gewiesen, dass die « Erstellung einer zuverlässigen Schweizerkarte zur militärischen Rüstung gehöre ». Im Jahre 1810 bewilligte die Tagsatzung ganze 1600 Franken, glücklicherweise leistete auch die St. Galler Regierung einen Beitrag, so dass Finsler mit seinen Offizieren im Quartiermeisterstab beginnen konnte. Wenn auch bei den bescheidenen Krediten die Arbeit verlängert wurde, so schritt sie doch vorwärts, und am 12. August 1823 beschloss die Tagsatzung, die Vermessung auf die ganze Schweiz auszudehnen.

Dufour übernahm die neue Aufgabe, für welche er ja eine besondere Eignung besass, mit der ihm eigenen Hingabe. Er mag sich kaum von Anfang an genau Rechenschaft gegeben haben über die Grösse der Arbeit und dass er ein ganzes Menschenalter — 33 Jahre — dazu werde verwenden müssen. Auch die Tagsatzung war sich kaum bewusst, wie weitgehend ihr Beschluss war. Es brauchte wirklich die Erfahrungen, die Geduld, Beharrlichkeit und Hingabe eines Dufour, um diese Arbeit zu leisten. Schwierigkeiten aller Art waren zu überwinden, sehr beschränkte Kredite, Verständnislosigkeit von Kreisen, auf die man angewiesen war, Anstellung genügenden und geeigneten Personals, ja sogar masslose Kritik und Verunglimpfung. So wurden 1845 die ersten Blätter (XVI Genfersee und XVII Wallis) von einem frühern Mitarbeiter und auch von anonymen Seite bei ihrem Erscheinen in der Presse in ehrverletzender Weise kritisiert, so dass Dufour « glaubte, er müsse sowohl als Oberstquartiermeister wie als Direktor des Kartenwerkes zurücktreten ». Aber die Tagsatzung wusste, was Dufour und seine tüchtigen Ingenieure geleistet hatten, und beschloss einstimmig — damals, in den bewegten Zeiten der Freischarenzüge, gewiss eine bemerkenswerte Tatsache: « Die Arbeit ist wohl gelungen, sie gereicht dem Oberstquartiermeister, seinem Stab, seinen Helfern und dem ganzen Lande zur Ehre. » Und welche Achtung, Anerkennung und Verehrung Dufour bei allen Parteien und Kreisen für seine selbstlose Arbeit genoss,



zeigte die einstimmige Bestätigung in seinem Amt. Man darf wohl sagen, Dufour habe sich dem Lande selbstlos zur Verfügung gestellt, wenn daran erinnert wird, dass Dufour für diese Arbeit jährlich sage und schreibe vierhundert Franken Gehalt bezog. Kaum ein Land ist so billig zu einem so vortrefflichen Kartenwerk gelangt; in den 33 Jahren seiner Erstellung kostete es bei jährlichen Höchstkrediten von 38 000 Franken im ganzen kaum eine Million Franken. Mit Recht sagt der Biograph Dufours: «Der für seinen Stand in äusserst bescheidenen Verhältnissen lebende echte Patriot betrachtete seine Tätigkeit als ein Opfer, das er auf den Altar des Vaterlandes legte. Ist das nicht hochherzig gehandelt? Wo finden wir ein ähnliches Beispiel in der Schweizergeschichte?»

Mitten in diese Tätigkeit hinein fällt im Jahre 1847 die Berufung an die Spitze der eidgenössischen Truppen, um «dieselben zur Wiederherstellung der Ordnung, überall wo dieselbe gestört worden sein sollte, sowie zur Aufrechterhaltung des Ansehens und der Selbständigkeit der Eidgenossenschaft zu verwenden.» Dufour war selbst am meisten überrascht, dass man ihm diese schwere Aufgabe überband; denn das kam ihm unmöglich vor, Eidgenossen gegen Eidgenossen in den Kampf zu führen, um so mehr, da es Leute gab, die sich ohne weiteres berufen fühlten, mit der nötigen Rücksichtslosigkeit die «widerspenstigen» Kantone zum Gehorsam zurückzubringen. So kam er zunächst zur Ablehnung der Wahl zum General, und erst den Bemühungen des Thurgauers Kern gelang es, ihn umzustimmen. Derselbe war soeben von einer Vermittlungsaktion aus dem Kanton Schwyz zurückgekehrt und hatte die äusserst feindselige Stimmung, aber auch den grossen Eindruck der Wahl Dufours zum General in den Sonderbundskantonen feststellen können. Aber dieser erklärte von vorneherein, die Politik habe in der Armee keine Rolle zu spielen, und er wolle allein Meister im Heere sein.

Ein hervorragender Militärschriftsteller hat in seinem Werke «Die Macht der Persönlichkeit im Kriege» ge-

schrieben: «Das Wesentliche ist und bleibt doch immer, dass der Mensch in einer grossen Sache aufgeht, dass er nicht nur die Befriedigung seiner Eitelkeit und seinen eigenen Vorteil sucht. In solchem Sinne geübt, ist das Streben nach Vervollkommen der eigenen Persönlichkeit nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um uns auszurüsten für das, was im Kriege allein den Wert des Soldaten bestimmt, die Tat.»

Und Dufour war ein «Soldat». Manchen schien er zwar zu gemässigt, zu «gelehrt», um ein Heer praktisch zu führen, aber sie kannten ihn nicht; sie meinten, nur brutale Gewalt werde die Eidgenossenschaft aus diesen Wirrnissen herausführen können.

Die Lage war ja in jeder Beziehung gespannt. Jahrelang waren Hader und Streit in unser Volk hineingetragen worden, die Leidenschaften und der gegenseitige blinde Hass hatten nachgerade einen Grad erreicht, wie noch nie seit Bestehen der neuen Eidgenossenschaft. Welches Unheil hatten nicht die zwecklosen Freischarenzüge angerichtet, die entgegen dem Verbot der Tagsatzung mit aus den Zeughäusern entwendeten Waffen und Geschützen unternommen worden waren. Und wie weit war es gekommen, dass einzelne Kantone mit dem Ausland in Verbindung traten und auf dessen Unterstützung im Kampfe gegen die eigenen Volksgenossen zählten! Der Fortbestand unseres Staatswesens war trotz aller bisherigen Errungenschaften in hohem Masse gefährdet. Da war es wirklich nötig, dass Besonnenheit und ruhige Ueberlegung wieder Platz griff, wenn die Mehrheit die Minderheit zurückgewinnen wollte; denn es handelte sich nicht darum, Rache zu nehmen für die misslungenen Freischarenzüge, wie es sich verschiedene Heiðsporne vorgestellt haben mochten, sondern es ging um den Fortbestand des Schweizerlandes. Da war wohl niemand geeigneter als gerade Dufour, «Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, ohne einen blutigen Bürgerkrieg zu entfachen». Richtig hat ein angesehener Geschichtsschreiber gesagt: «An Dufour machte die Tag-



satzung einen Gewinn, der ein halbes Heer aufwog. Die angeordnete Bewaffnung erhielt erst durch seinen Namen recht den Nimbus eidgenössischer Legalität.»

Und der Generalstabschef des Sonderbundes, Oberst von Elgger, schreibt in seinem Werk «Des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen Kampf» zu der Wahl Dufours: «Sie (die Tagsatzung) konnte keine für sie vorteilhaftere und für uns gefährlichere Wahl treffen. General Dufour, dem Rang nach der älteste eidgenössische Oberst, hatte seit langem durch seinen ruhigen, menschlichen und ehrenwerten Charakter die Achtung aller politischen Parteien erworben, was in einer so erregten Zeit viel besagen will. Er besass ausserdem das Vertrauen der Truppen und verdiente es. Die Erfüllung des Wunsches, in dem sich vielleicht der Ehrgeiz seines ganzen Lebens verdichtet hatte, sollte ihm zum ersten Male geboten werden, den seine Liebe für das Gesamt Vaterland und Gerechtigkeitsgefühl ihn verurteilen hiessen.»

Wie hat Dufour diesen Krieg geführt? Man kann schon sagen: Nach allen Regeln der Kriegskunst. Da ist einer der wichtigsten Grundsätze, dass man an entscheidender Stelle mit Ueberlegenheit seine Streitmacht einsetzt. Danach hat er gehandelt, sowohl in seinem Angriff auf Freiburg, als auch bei seinem Vorgehen gegen Luzern. Ferner: Die Operationen müssen richtig vorbereitet und nicht überstürzt werden, ohne dass dadurch Zeit verloren geht und Gelegenheiten verpasst werden. Ferner soll sich der Feldherr nicht durch Nebensächliches von dem Hauptzweck der Unternehmung ablenken lassen; auch diese Forderung hat Dufour erfüllt. Als er noch vor der Stadt Freiburg steht, kommt die Meldung, dass der Gegner Vorstösse «in den Aargau gemacht habe, dass man daselbst Unterstützung verlange, dass man sich vor Freiburg beilegen und die übrigen Teile der Eidgenossenschaft nicht vergessen solle.» Dufour sagt dazu in seinem Bericht: «Man schien zu glauben, der General habe auch nur einen Augenblick diesen wichtigen Teil seiner Aufgabe ausser

acht gelassen, und nicht zu wissen, dass in den Kantonen Zürich, Aarau und Bern über vierzig Bataillone, die Spezialwaffen nicht gerechnet, an den Grenzen standen; eine Macht, welche wahrlich hinreichend war, den Sonderbund in Schach zu halten.» Er liess sich nicht beeinflussen durch solche Meldungen, sondern führte das Unternehmen gegen Freiburg zu Ende, dann aber handelte er rasch. Neuenburg, das keine Truppen zum eidgenössischen Heer stellte, besetzte er nicht und überliess den Kanton ruhig der Beobachtung durch Reserven von Bern und Waadt, die Feldtruppen verwandte er an entscheidender Stelle. Als die Flüchtlinge aus dem Wallis Dufour dazu drängen wollten, dort einzurücken und der Kommandant der 1. Division auch glaubte, der Augenblick sei günstig, ging er nicht darauf ein; denn er wollte, wie er schreibt, «weder die Lage verwickeln noch sich vom Hauptziele abbringen lassen». Den Vorstoss der Urner über den Gotthard und die Besetzung des Hospizes am 3. November liess Dufour unbeachtet; denn er wusste, dass der Besitz dieses Passes in diesem Feldzug einmal keine Rolle spielen werde, und je mehr Kräfte der Sonderbund für diese Nebensache einsetzte, desto besser für den Gegner.

Schon damals gab es im Schweizerlande recht viele, welche alles besser wussten, wie es «gemacht» werden sollte, als die Männer, die an der Spitze stunden und die Verantwortung trugen. So erhielt auch der General von allen Seiten Ratschläge; es war nur gut, dass er auch eine eigene Meinung hatte. Die Bezirke, die sich durch die Einfälle der gegnerischen Truppen bedroht fühlten, verlangten Hilfe. Die Antwort Dufours lautete: «Der Degen ist gezogen, es gilt vorwärts zu marschieren, ohne sich durch Nebensachen vom Hauptziel ablenken zu lassen.»

Im weitem wird in der Kriegführung verlangt, dass die Entscheidung möglichst rasch, gründlich und unter Vermeidung grosser Verluste herbeigeführt werde. Was den ersten Punkt betrifft, so konnte man von Dufour nicht mehr verlangen; am 4. November kapitulierte Freiburg



ohne nennenswerten Widerstand, zehn Tage später kann der General in Luzern einziehen. Die Verlustzahlen dürfen sich auch sehen lassen. Von der eidgenössischen Armee mit einem Bestand von rund 100 000 Mann, fielen 60 Mann, 386 wurden verwundet, der Gegner — nicht ganz 80 000 Mann — hatte einen Verlust von 26 Toten und 114 Verwundeten. Da kann man wirklich nicht von einem « blutigen » Bürgerkrieg reden. Wenn wir fragen, wie nachhaltig die Entscheidung war, so haben wir uns daran zu erinnern, dass am 12. September 1848, d. h. 9¼ Monate später, die Tagsatzung die neue Bundesverfassung als vom Schweizervolke angenommen erklären konnte.

Vom militärischen Standpunkte aus bieten einige allgemeine Betrachtungen Interesse. Die Ueberlegenheit der eidgenössischen Streitkräfte ist ohne weiteres ersichtlich. Die Tagsatzung hatte ursprünglich ein Aufgebot von 50 000 Mann beschlossen; auf Verlangen Dufours wurden ihm noch 48 000 Mann dazu bewilligt, so dass er über rund 100 000 Mann verfügen konnte. Dabei ist zu bemerken, dass nach der bestehenden Militärorganisation die in Frage kommenden Kantone nur zur Stellung von 50 000 Mann verpflichtet waren. Man sieht daraus, wie ungenügend durch diese die Wehrkraft ausgenützt wurde. So stellte der Kanton Waadt z. B. statt 5389 Mann die stattliche Zahl von 19 200 Mann, von Glarus rückten 2238 statt 871 ein. Die Artillerie bestand aus 140 Kanonen und 32 schweren Geschützen.

Dieser Streitmacht konnte der Sonderbund 79 000 Mann mit 88 Geschützen entgegenstellen. Ein grosser Nachteil war, dass an eine Versammlung dieser Kontingente bei der geographischen Lage der Kantone nicht zu denken war; so standen in Freiburg 5500 Mann erster Linie und 10 000 Landsturmleute mit 35 Geschützen, im Wallis 3500 bzw. 12 000 Mann mit 8 Geschützen, die Hauptmacht stellten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug mit 20 500 Mann Auszug und Landwehr, wozu 27 500 Landstürmer kamen. Wir sehen, dass auch auf dieser Seite grosse An-

strengungen gemacht wurden. So mobilisierte Luzern bei einer Bevölkerungszahl von 123 000 Seelen über 20 000 Mann. Aber man schien noch von der Landsturmpsychose der Uebergangszeit — man kann füglich diesen Ausdruck gebrauchen — befangen zu sein, wenn man die Verwendung der zum Teil mit Knütteln, Sensen und Morgensternen, für welche besondere Modelle erstellt wurden, bewaffneten Landstürmer gegenüber den eidgenössischen Truppen in Aussicht nahm. Auch in der Leitung der Streitkräfte war der Sonderbund im Nachteil. Auf der einen Seite sehen wir Dufour mit seinen unbeschränkten Vollmachten, welche eine einheitliche Führung sicherstellten, auf der andern Seite, in Erinnerung an frühere Zeiten, einen Kriegsrat, dem hauptsächlich Landammänner als politische Führer und einige Offiziere angehörten. Man kann sich denken, wie sehr der Kommandant der Sonderbundstruppen, General von Salis-Soglio, in seinen Entschlüssen gehemmt sein musste, indem « jeder der sieben Kantone vor allem an die Sicherheit seines eigenen Bodens dachte ». Aus der Kriegsgeschichte ist genügsam bekannt, welches Unheil « Kriegsräte » schon angerichtet haben. Nun war die Lage ja strategisch schwierig. Es ist zwar behauptet worden, die zentrale Stellung hätte gestattet, durch eine Operation auf der innern Linie « mit versammelter Kraft gegen irgendeinen Teil des Ringes, der sie (die Sonderbundsarmee) umschloss, vorzugehen ». Der Gedanke ist natürlich Salis-Soglio auch gekommen, aber wie sollte er ausgeführt werden? Da standen in den von der Hauptbasis entfernten Kantonen Freiburg und Wallis zusammen 9000 Mann, d. h. beinahe ein Drittel der überhaupt verfügbaren Streitmacht, demnach konnte man nur mit kaum 20 000 Mann den « Ring irgendwo sprengen ». Von einer Mitwirkung des Landsturms konnte natürlich keine Rede sein, er war in seiner Zusammensetzung eher ein Bleigewicht als eine wirksame Hilfe. Dazu war als Grundbedingung für einen Erfolg nötig, dass diese Truppen ein festes Gefüge darstellten und für ein Zusammenwirken im höhern



Verbande ausgebildet waren. Das war kaum der Fall. Für ein solches Unternehmen brauchte es mehr als guten Willen, der bei Führern und Mannschaften sicher vorhanden war; aber wenn es nicht gelang, zur richtigen Zeit am rechten Ort mit Ueberlegenheit den Schlag zu führen, war ein Erfolg zweifelhaft.

Angenommen, der Durchbruch durch den Ring wäre irgendwo gelungen, so hätte derselbe noch lange nicht die endgültige Entscheidung herbeigeführt, denn Dufour hatte seine Anordnungen so getroffen, dass auch ein allfälliger Rückschlag überwunden werden konnte. Am 11. November wurde im eidgenössischen Hauptquartier im Gespräch auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, dass durch einen Handstreich von St. Urban aus das für die Verbindungen wichtige Olten von dem Gegner besetzt werden könnte, während man noch vor Freiburg beschäftigt sei. Abgesehen davon, dass ein solches Unternehmen keine Entscheidung gebracht hätte, sagte Dufour, der ja die Führer des Sonderbundes kannte: « Das werden sie nicht wagen. »

Am 16. November, als bereits die vor Freiburg freigeordneten Truppen von Westen her im Anmarsch waren, kam dieser Gedanke eines Offensivstosses noch einmal zur Sprache. Dufour äusserte sich darüber folgendermassen: « Ausführbar war nur noch eine einzige Bewegung für Salis-Soglio: alle seine Truppen schleunigst zu sammeln und sich unversehens auf diejenige Division zu stürzen, die das rechte Ufer der Reuss besetzt hielt und den äussersten Flügel der Einschliessungslinie bildete. Vielleicht wäre diese geschlagen worden, ehe die Nachbardivision den Fluss hätte überschreiten und ihr zu Hilfe kommen können, obschon die Schiffbrücke an einem günstigeren und sichereren Orte placiert worden war. Doch wenn ein solcher Entschluss wohl die Sonderbundswaffen mit Glück belohnt und den eidgenössischen General momentan in Verlegenheit gebracht hätte, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob dadurch das Endresultat ein anderes geworden wäre. Dazu war es schon zu spät. »

In einer neuern Darstellung dieses Feldzuges werden Erwägungen über die Art, wie die Truppen des Sonderbundes hätten Verwendung finden sollen, mitgeteilt, die erwähnenswert sind und von « fähigen Offizieren, die im Heere der 7 Kantone den Feldzug mitgemacht hatten », geäussert wurden. Wollte man den Entscheid der Tagsatzung nicht annehmen, dann musste man den Entschluss zum Widerstand mit der grössten Energie und rücksichtslos durchführen. Anfangs November sei die Lage noch günstig gewesen, da der Sonderbund vor den eidgenössischen Truppen zum Losschlagen bereit gewesen sei. Besonders interessant ist der Vorschlag, einen überraschenden Angriff von Freiburg und Luzern aus gegen Bern, wo sich damals die Tagsatzung und das Hauptquartier befanden, zu unternehmen, « derselbe würde gute Aussicht auf Erfolg gehabt haben ». Fand man dieses Unternehmen zu gewagt, so sollte man « die Hauptkräfte in der Zentralschweiz zu vereinigen suchen, und zwar die Freiburgertruppen über Schwarzenburg, das Berner Oberland und den Brünig herankommen lassen (Freiburg hätte man preisgegeben), der Walliser Auszug wäre zum Teil über die Furka marschiert, dem Rest wäre aufgetragen worden, unterstützt vom Landsturm, gegen Vevey vorzustossen, um die Waadtländertruppen zu beschäftigen. »

Betrachten wir die tatsächlichen Verhältnisse, so erkennen wir, dass diese Vorschläge denselben wenig Rechnung trugen. Am 17., 18. und 19. Oktober mobilisierte Luzern; nehmen wir an, am nächsten Tage hätten die 10 000 Mann erster Linie den Marsch auf Bern angetreten, dann wären sie in drei Tagen dort eingetroffen, denn für die 100 km mussten sie schon diese Zeit benötigen. Vorher durften aber die Freiburger nicht abmarschieren, wenn der Anschlag mit vereinten Kräften durchzuführen war. Am 18. Oktober war der eidgenössische Kriegsrat — auch Dufour als Mitglied desselben — schon einige Tage in Bern, die Nachricht von dem Anmarsch der Luzerner musste bald bekannt werden, so dass die Tagsatzung das



Aufgebot der 50 000 Mann, das für den 24. Oktober vorgesehen war, sofort vorschoben konnte, so dass rechtzeitig genügend Abwehrtruppen zur Stelle sein konnten. Es ist auch kaum anzunehmen, dass die Luzerner ohne Widerstand zu finden, im Friedensmarsch durch das bernische Emmental gelangt wären. Die 5000 Freiburger konnten auch nicht als eine grosse Gefahr für Bern betrachtet werden. Es ist schon eine eigene Auffassung, dass man glaubt, Dufour und der eidgenössische Kriegsrat hätten sich überrumpeln lassen. Ganz abgesehen davon, waren die Luzernertruppen ihrer Zusammensetzung und Ausrüstung mit Kriegsmaterial nach nicht in der Lage, ein solches Unternehmen durchzuführen. So stand es schon schlimm mit dem Verpflegungswesen, als die Truppen im eigenen Kanton blieben, welche Schwierigkeiten mussten ausserhalb desselben entstehen.

Auch das Heranholen der Freiburger musste bei einiger Ueberlegung als undurchführbar angesehen werden; denn diese 5000 Mann wären sicher bald, noch bevor sie ins Oberland kamen, auf starken Widerstand gestossen, und wieviele Waadtländer sich bei Vevey durch die Walliser hätten « beschäftigen » lassen, konnte ungefähr berechnet werden, jedenfalls nicht alle 19 000 Mann, die die Waadt stellte.

Trotz dieser schwierigen Lage tat der Kommandant der Sonderbundstruppen sein Möglichstes. So unternahm er am 12. November mit mehreren Kolonnen einen Vorstoss nach dem Aargau, « in der Absicht, den Gegner abzulenken ». Er wird aber kaum erwartet haben, dass ein solches Unternehmen das Vorgehen gegen Freiburg, das zwei Tage später kapitulierte, irgendwie hätte beeinflussen können. Diese Operation ist erwähnenswert; denn sie zeigt deutlich, wie es damals mit unserm Wehrwesen noch bestellt war. Die Sonderbundstruppen mochten in gewissem Sinne in gehobener Stimmung ausgezogen sein; denn am 10. November, 7 Uhr morgens, hatten 300 Luzerner in Kleindietwil eine Zürcherkompagnie, welche sorglos, ohne

jede Sicherungsmassnahme, dort stand, überfallen, 4 Offiziere und 45 Mann gefangengenommen, der Rest der Zürcher — 80 Mann — « konnte sich retten, die meisten aber ohne Waffen und Gepäck ».

Der Vormarsch nach dem Aargau sollte in vier Kolonnen durchgeführt werden: 1. Kolonne gegen Kappel, 2. von Gislikon aus über Kleindietwil-Sins-Merenschwand-Muri, 3. von Hitzkirch aus über den Lindenberg-Müswangen-Geltwil nach Muri, 4. Münster-Menziken.

Die erste und vierte Kolonne hatten nur Scheinangriffe durchzuführen, die beiden andern sollten von Gislikon und von Hitzkirch aus um fünf Uhr morgens den Vormarsch antreten, sich bei Muri vereinigen und von dort weiter, nach Norden vordringen, die eidgenössischen Divisionen Ziegler (IV.) und Gmür (V.) « trennen ».

Die zweite Kolonne, unter dem Befehl von General Salis-Soglio, zählte in fünf Bataillonen und einigen Batterien etwa 5000 Mann. Schon vor dem Abmarsch traten Schwierigkeiten ein; bis die Einteilung der Truppen und die Verpflegung geordnet waren, dauerte es drei Stunden, das ist etwas viel Zeit, um keine grössere Heeresmacht in Bewegung zu setzen. Das Unternehmen begann demnach nicht gerade mit ermutigenden Aussichten für den Erfolg. Um acht Uhr brach man endlich auf.

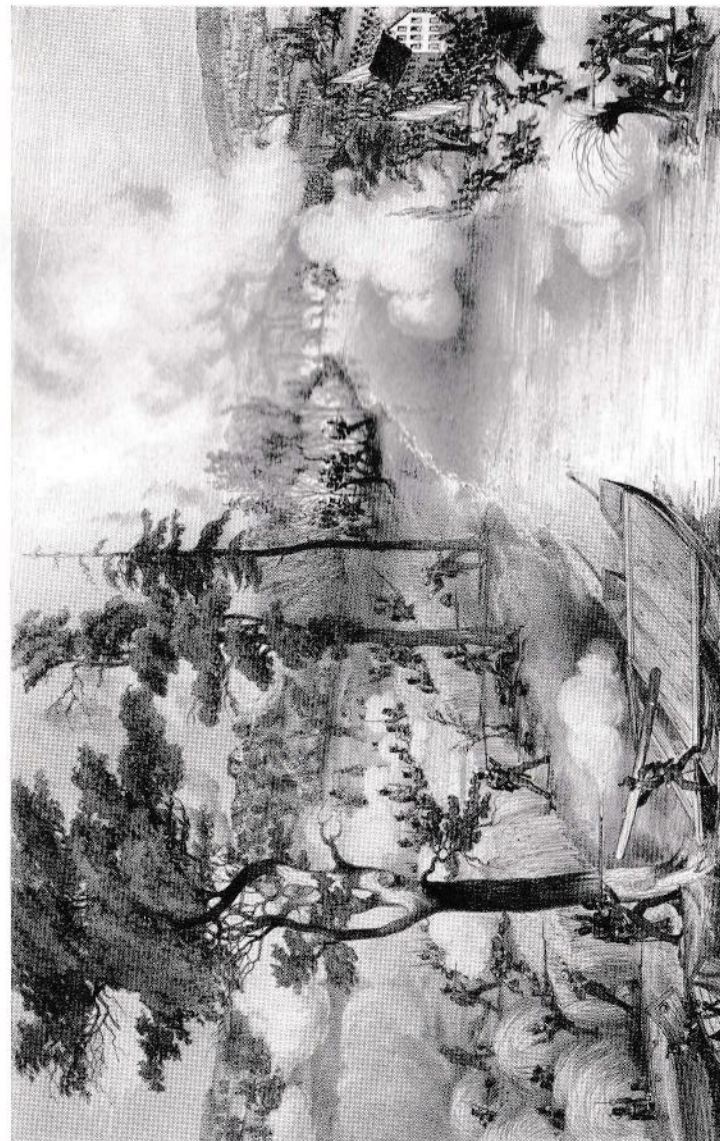
Bei Lunnern war von einer zürcherischen Pontonierkompagnie als Verbindung zwischen Affoltern-Obfelden und Merenschwand-Muri eine Schiffbrücke erstellt worden, deren Schutz zunächst einer Scharfschützenkompagnie anvertraut war. Es lag nahe, dass die Sonderbundstruppen bei ihrem Vormarsch auf Muri, « begünstigt durch den starken Nebel, der auf dem Reusstale lagerte », diesen Uebergang in Besitz nehmen wollten. Sie beeilten sich nicht besonders; denn, trotzdem sie von Gislikon bis Lunnern nur 16 Kilometer zurückzulegen hatten, traf ihre Vorhut erst « ungefähr um 3 Uhr nachmittags » gegenüber der Uebergangsstelle ein.



Daher erfuhren die eidgenössischen Truppen frühzeitig den Anmarsch des Gegners, so dass bald nach Mittag drei Infanteriekompagnien und eine Batterie bei Lunnern zur Verstärkung eintreffen konnten. Diese wurden zunächst auf beiden Reussufern bereitgestellt. Als dann die vorgeschickten Patrouillen und Flüchtlinge aus dem Freiamt den Anmarsch einiger Tausend Mann mit Artillerie bestätigten, entschloss sich der eidgenössische Kommandant, seine Truppen vor der Uebermacht auf das rechte Reussufer zurückzunehmen und die Schiffbrücke abzubrechen. Während der Durchführung dieser Anordnungen erschienen die Unterwaldner Scharfschützen am Ufer und eröffneten, unterstützt durch Artillerie, ein heftiges Feuer, das von den eidgenössischen Truppen kräftig erwidert wurde. «Unter dem Donner der Kanonen und dem Sausen der Kugeln schwenkten die Pontoniere kaltblütig einen Teil der Brücke ab und retteten mutvoll die bei dem Ueberfall noch am linken Ufer gestandene Abteilung ihrer Scharfschützen auf Pontons.»

Salis-Soglio sah bald die Aussichtslosigkeit des Kampfes ein und zog seine Truppen vom Reussufer zurück, um sich gegen Muri zu wenden. Hier wurde er in der Abenddämmerung von den Vorposten der Brigade König, die eine Anhöhe vorwärts des Dorfes besetzt hatte, durch kräftiges Feuer abgewiesen. Darauf erfolgte während der Nacht der Rückmarsch nach Luzern, wo die Truppe «todmüde und in gedrückter Stimmung» am Morgen eintraf. Auf beiden Seiten waren die Verluste, trotz des grossen Munitionsaufwandes, nicht bedeutend.

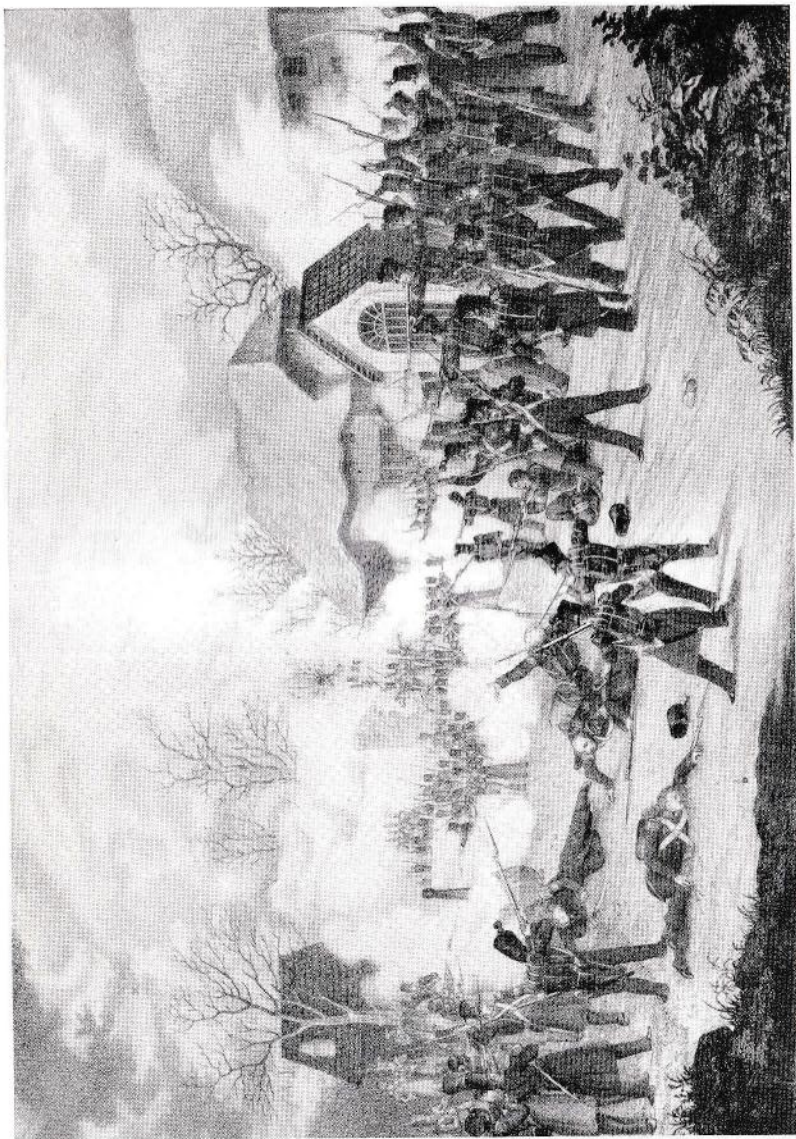
Ebensowenig Erfolg hatte die dritte Kolonne unter dem Befehl des Generalstabschefs, Oberst von Elgger. Auch hier dauerte es drei Stunden, bis um 8 Uhr der Vormarsch von Hitzkirch angetreten werden konnte. Die Kolonne bestand aus 2 Bataillonen, 1 Scharfschützenkompagnie, einer halben Batterie mit 2 Infanteriekompagnien Bedeckung und einer halben Sappeurkompagnie. «Etwas nach 11 Uhr» näherte sich die Vorhut dem Dorfe Geltdwil, wo sich zwei



Gezeichnet von J. Badmann.

12. Nov. 1847: Gefecht bei Lunnern.





Komposition von H. Jenny.

12. Nov. 1847: Gefecht bei Geltwil.

Aargauerkompagnien befanden. Im Schutze des Nebels war es gelungen, diese zu umstellen und von drei Seiten anzugreifen. Trotzdem die eidgenössischen Kompagnien beim Mittagessen überrascht wurden, setzten sie sich rasch kräftig zur Wehr und leisteten erfolgreich Widerstand. Bei den Sonderbundstruppen riss Unordnung ein, so dass von Elgger den Rückzug antreten musste. Dies um so mehr, als das Walliserbataillon, das den Hauptteil des Gros der Kolonne bildete, schon bei den ersten Schüssen die Lage für lebensgefährlich ansah und in « voller Auflösung » nach Hitzkirch und Luzern zurückfloh. So konnten die beiden Aargauerkompagnien, nachdem einer ihrer Kommandanten und einige Mann gefallen waren, ungehindert nach Muri zurückgehen.

Ein anderer, ähnlicher Fall, der zeigt, wie schlimm es mit dem innern Halt der Truppen stand, ereignete sich bei dem Detachement (1 Jägerbataillon und 1 Landweh-Scharfschützenkompagnie), das unter dem Befehl des Oberstleutnant St-Denis von Schongau aus, wohl zum Schutze der linken Flanke der Kolonne von Elgger, gegen Muri vorgehen sollte. Hier weigerten sich zwei Kompagnien, die Grenze zu überschreiten und kehrten eigenmächtig nach Schongau zurück, ohne dass es den Führern gelungen wäre, die Leute zum Gehorsam zurückzubringen. In Müswangen traf die Truppe dann die auf dem Rückzug befindliche Kolonne von Elgger.

Salis und Elgger, die erfahrene Offiziere waren, werden Zweifel gekommen sein, ob bei solchen Verhältnissen und bei ihrer Abhängigkeit von dem Kriegsrat, in dem das zivile Element massgebend war, ganz abgesehen von der zahlenmässigen Unterlegenheit, der « Krieg » für den Sonderbund ein gutes Ende nehmen werde.

Wenden wir uns zu Dufour. Die Vollmachten, welche ihm die Tagsatzung im berechtigten Vertrauen eingeräumt hatte, wurden bereits erwähnt. Da war vor allem wichtig, dass er seine Unterführer und Gehilfen selbst bestimmen konnte. Die Art, wie er vorging, entsprach seiner gerecht-



ten und unparteiischen Beurteilung seiner Untergebenen, kannte er doch die meisten von seiner langjährigen Tätigkeit an der Militärschule in Thun her. So machte er die Beobachtung, dass verschiedene Offiziere, deren Tüchtigkeit er kannte, für die Organisation der verschiedenen Dienstzweige nicht berücksichtigt worden waren. Als er sich nach dem Grunde erkundigte und die Antwort erhielt « wegen der politischen Ansichten derselben », erklärte er mit allem Nachdruck: « Darauf lasse ich mich nicht ein, was hat die politische Gesinnung mit militärischer Kapazität und Pflicht zu tun? Der Mann ist sofort einzuberufen, ich muss ihn für diesen Posten haben und nehme die Verantwortung auf mich. Wo es sich um den Dienst handelt, hängt man nicht an politischen Meinungen. »

Dufour hat mit steigender Besorgnis im Laufe der Jahre beobachtet, zu welcher Schärfe die politischen Leidenschaften sich entwickelt hatten, gerade in seiner Vaterstadt war er davon Zeuge gewesen. Als er nun an die Spitze der Armee berufen wurde und die grosse Verantwortung gegenüber dem Lande übernehmen musste, sah er mit aller Klarheit seine Aufgabe darin, dass vor allem eine politische Entgiftung Platz greifen musste, sollte nicht der Bund der Eidgenossen auseinanderfallen. Daher weist er in allen seinen Befehlen und Anordnungen auf dieses psychologische Moment hin. So verlangt er vor allem als erste Pflicht Mannszucht, « ohne Disziplin keine Armee ». Er betont, dass man nicht gegen einen äussern Feind zu Felde ziehe, sondern man Eidgenossen sich gegenüber habe. In dem Befehl an die Divisionskommandanten vom 4. November 1847 verlangt er Schonung des Eigentums, Sorge für die Verwundeten und Gefangenen, er warnt vor Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen. Dann fährt er fort: « Nach dem Gefecht soll die Aufregung der Soldaten gezügelt, sollen die Besiegten geschont werden; nichts gereicht einer siegreichen Truppe mehr zur Ehre und nichts stimmt in einem Bürgerkriege die Gegenpartei leichter zur Unterwerfung. » In besonderer Weise kommt seine Ueber-

zeugung und das Bewusstsein seiner Verantwortung am Schlusse dieses Befehls zum Ausdruck: « Mögen die obern Führer sich eifrigst bestreben, diese Grundsätze ihren Untergeordneten einzuflössen, und mögen diese ebenso den niedern Offizieren gegenüber handeln, damit die Prinzipien auf die Soldaten übergehen und der ganzen eidgenössischen Armee als Regel dienen. Diese soll es sich angelegen sein lassen, der Welt zu beweisen, dass sie nicht ein zusammengeraffter Haufen Barbaren ist. »

Dufour wusste genau, dass die Wehrmänner wohl in der weitaus grössten Zahl keineswegs in heller Begeisterung einrückten; sie erfassten den Ernst der Lage, dass sie gleichsam den Bund der Eidgenossen vor dem Auseinanderfallen zu bewahren hatten. Diese Stimmung und das Bewusstsein dessen, um was es im Grunde genommen ging, wollte Dufour durch die Armee in das Volk hineintragen zum Wohle und zum Segen des ganzen Landes. Man macht sich heute keine rechte Vorstellung mehr von der Bedeutung eines solchen Vorgehens. Natürlich stiess Dufour mit seiner gemässigten Art auf den Widerstand der politischen Heißsporne. Nach ihrer Meinung war er zu langsam, wurde er doch « Cunctator » genannt; sie konnten nicht warten, bis der böse Sonderbund vernichtet wurde. Aber Dufour liess sich nicht drängen und einschüchtern; seine Stellungnahme gegenüber dem Gegner war nicht Schwäche und Nachsichtigkeit, sondern der Ausdruck grosser innerer Kraft und Selbständigkeit, beruhend auf der alle Schwierigkeiten überwindenden soldatischen Pflicht.

Er wusste auch, welchen Fehler die politischen Führer der Gegner begingen, welche die Schlagfertigkeit ihrer Truppen damit glaubten erhöhen zu müssen, dass sie den eidgenössischen Wehrmännern die grössten Grausamkeiten usw. andichteten und einen Hass pflanzten, der jede vernünftige Ueberlegung verunmöglichen sollte. Sie waren schlechte Psychologen; denn als ihre Leute dann erkannten, dass keine « Barbaren » ihnen gegenüberstanden, schlug die Stimmung bald um. Nach dem Misserfolg des



Unternehmens nach dem Aargau suchte man den Mut wieder zu heben mit dem Hinweis darauf, dass der Gegner Hunderte von Leichen zurückgelassen habe und die andern davongelaufen seien. Da musste denn doch der einfachste Soldat fragen, weshalb man denn wieder nach Luzern zurückgekehrt war, nachdem der Gegner solche Verluste erlitten hatte und so feige gewesen war?

Nach dem Bericht Dufours mussten von den 100 000 Mann nur 199 militärisch gerichtlich verurteilt werden, davon 56 wegen Insubordination und 109 wegen Desertion. Man wird einwenden, es seien aber doch in Freiburg und in Luzern Ausschreitungen vorgekommen. Zugegeben. Aber die betrüblichen Vorkommnisse hatten einen Grund. Man darf nicht vergessen, dass in der eidgenössischen Armee naturgemäss auch Leute dienten, die an den missglückten Freischarenzügen teilgenommen hatten und welchen schon zuzutrauen war, dass sie bei gegebener Gelegenheit « Vergeltung » zu üben versuchten. Zudem kam es in Freiburg bei Bekanntwerden der Kapitulation des Staatsrates, die bezeichnenderweise dem verantwortlichen Kommandanten Oberst Maillardoz nicht mitgeteilt wurde, zu einem argen Tumult, zu dessen Beschwichtigung der Bischof eingreifen musste. Nach dem Einrücken der eidgenössischen Truppen kam es allerdings zu Zuchtlosigkeiten, bis Rilliet-Constant, der Kommandant der 1. Division, Ordnung machte. Die genaue Untersuchung ergab aber, dass Flüchtlinge, die zurückgekehrt waren und « allerhand fremdes Gesindel » in erster Linie die Schuldigen waren.

Dufour erwähnt in seinem Bericht diese Vorkommnisse ausdrücklich mit folgenden Worten: « Unordnungen, welche bei solchen Gelegenheiten nie gänzlich zu vermeiden sind, fanden statt; allein, was man davon erzählte, war um vieles übertrieben, und man weiss, dass die Soldaten nicht die einzigen Urheber waren. Die Stadt wimmelte von Leuten, welchen die Aufrechterhaltung der Ordnung wenig am Herzen lag, und man musste energische Massregeln ergreifen, um sie zu säubern; neue Behörden wur-

den an Platz der alten, welche die Flucht genommen hatten, ernannt, und die Sicherheit der Personen und des Eigentums wurde nicht wieder bedroht.»

Auch in Luzern entstand eine Art Interregnum, indem der Kriegsrat und die Regierung nächtlicherweise auf einem Dampfschiff sich nach Flüelen in Sicherheit brachten, und Salis sowie Elgger nach Eröffnung der Kapitulationsverhandlungen Luzern verliessen, ohne deren Ergebnis abzuwarten, so dass dann schliesslich die Stadtbehörde zum Rechten sehen musste. Die Erbitterung der Truppen, von denen mehr als die Hälfte gar nicht ins Feuer gekommen war, stieg begreiflicherweise aufs höchste; die Kontingente der Urkantone zogen ab, die andern kehrten nach Hause zurück, in welcher Stimmung, kann man sich denken. In der Stadt selbst kam es von seiten der erbitterten Einwohner, die nicht auf Seite des Sonderbundes gestanden waren, zu verschiedenen Ausschreitungen, während « den eidgenössischen Truppen nur wenige Disziplinarvergehen zur Last gelegt werden konnten ». Der energische Oberst Ziegler stellte als Platzkommandant die Ordnung rasch wieder her. Es mag auch aus dem Bericht Dufours erwähnt werden, dass nicht bei allen Kompagnien die Kriegartikel verlesen werden konnten, « weil man nicht eine hinreichende Anzahl von Exemplaren hatte, namentlich nicht französische ».

Beschäftigen wir uns noch mit dem Feldzugsplan Dufours. Derselbe ging von dem Grundsatz aus, dass die Entscheidung möglichst rasch herbeigeführt werden sollte, dies nicht nur mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit, sondern auch im allgemeinen Interesse des Landes. Der Plan entsprach in seiner Einfachheit der einfachen Denkensart des Generals, dem jede Umständlichkeit zuwider war. Die Versammlung der Armee war so vorgesehen, dass der Gegner in einem Umkreis von Anfang an gleichsam umstellt wurde. Für die eigentliche Durchführung gedachte Dufour, den Gegner zuerst an seinem schwächsten Punkt anzugreifen, das war, wie schon er-



wähnt, Freiburg. Dann sollte das konzentrische Vorgehen gegen Luzern und die Urschweiz folgen und zuletzt — wenn es dann noch nötig war — gegen das Wallis marschiert werden. Dufour wollte, wie er in seinem Berichte sagt, «gleich anfangs mit grossen Massen auftreten, um den Gegnern jede Hoffnung auf einen wirksamen Widerstand zu nehmen und den Erfolg der militärischen Operationen, so sehr als möglich, ohne grosses Blutvergiessen zu sichern.»

Die Versammlung der Armee gibt folgendes Bild:

1. Division unter Oberst Rilliet, 19 000 Mann, in der Waadt, Hauptquartier Echallens.
2. Division unter Oberst Burckhardt, 12 000 Mann, zwischen Aare und Emme, Hauptquartier Bern.
3. Division unter Oberst Donats, 9800 Mann, zwischen Emme und Wigger, Hauptquartier Solothurn.
4. Division unter Oberst Ziegler, 16 000 Mann, zwischen Wigger und Reuss, Hauptquartier Aarau.
5. Division unter Oberst Gmür, 19 000 Mann, zwischen Reuss und Zürichsee, rechtes Seeufer bis Winterthur und Rapperswil, Hauptquartier Zürich.
6. Division unter Oberst Luvini, 8000 Mann, in Graubünden und im Tessin, Hauptquartier in Bellinzona.

Dazu kam später als 7. die Berner Reservedivision unter Oberst Ochsenbein, mit 9500 Mann.

Ferner war in Bern die Artilleriereserve unter Oberstleutnant Denzler, 3 Brigaden mit Geschützen, 1 Brigade mit zwei Parkkompagnien und 3 Kompagnien Pontoniere.

In Solothurn standen die Reservekavallerie unter Oberst von Linden, in 3 Brigaden (rund 700 Reiter), und 270 Pontoniere. Den Divisionen waren, ausgenommen der 6., eine Anzahl Reiter zugeteilt, am meisten hatte die 3., nämlich 157, am wenigsten die siebente, 112. Es ist zu bemerken, dass bei diesen Angaben die Reservetruppen, die den Divisionen zugeteilt waren, inbegriffen sind.

Dieser Feldzugsplan zeigt, dass er reiflich überlegt war und nicht im letzten Augenblick, bevor er ausgeführt wer-

den sollte, ausgearbeitet worden ist. Er beschränkt sich auf einen klaren Grundgedanken und vermeidet jedes Eingehen auf Einzelheiten der Ausführung. Trotzdem entging auch er nicht der Kritik. Weil sonst nichts daran auszusetzen war, wurde betont, die Aufstellung der Armee vom Genfersee bis zum Zürichsee sei viel zu ausgedehnt gewesen. Man vergisst dabei, dass die Mobilmachung nicht in erster Linie eine Versammlung bezweckte, aus welcher heraus gleich operiert werden konnte, sondern es handelte sich, entsprechend der Instruktion an den General, darum, wie Dufour schreibt, «die Ordnung im Volke aufrecht zu erhalten und sie, überall wo sie gestört würde, wieder herzustellen». Er fährt dann fort: «Man konnte also nicht alle Landesteile entblößen, um andere zu verstärken. Anzeichen von Unzufriedenheiten und Aufregung zeigten sich auf verschiedenen Seiten; man musste alles beobachten, alles im Zaume halten, überall bereit sein, um der Gefahr, deren Ausdehnung man nicht kannte, entgegenzutreten. Da im ersten Augenblick alles unsicher und gefährdet war, so musste man auf allen Punkten schlagfertig sein. So war natürlicherweise die Armee anfangs über das ganze Gebiet der Schweiz verteilt und zugleich das Territorium der Sonderbundsstaaten gewissermassen blockiert, indem diese plötzlich alle ihre offenen Grenzen besetzt sahen. Die erste Truppenaufstellung war den Umständen nach mehr eine politische als militärische.»

Der schärfste Kritiker wird zugeben müssen, dass Dufour, als es zum Schlagen kam, seine Truppen zur Stelle hatte. So konnte er zum Angriff auf Freiburg drei Divisionen heranzuführen, die 1. und 2. für die Entscheidung, die 7. zur Ablenkung und Täuschung des Gegners, während die andern Kräftegruppen, die 3., 4. und 5. Division jedem Vorgehen des Gegners gewachsen waren. Und während die 1. Division in Freiburg einrückte, sehen wir am gleichen Tage die 2. und 7. Division im Marsche zum Anschluss an die Hauptkräfte, um als rechter Flügel an der entscheidenden Operation gegen Luzern mitzuwirken.



Dufour kannte seine Eidgenossen. Er wusste, dass auch bei ihnen der Wille zum Siege durch den Magen geht und dass jeder gerne einige Batzen in der Tasche hat. Daher sorgte er für die Sicherstellung der Verpflegung und Soldauszahlung; denn « mit Milizen », sagt er, « die wenig an Entbehrungen gewöhnt waren, durfte ich nichts vornehmen, ohne dass ihre Verproviantierung und Besoldung vollständig gesichert war. Ich begnügte mich nicht mit den Kommissariatsberichten über auswärts gemachte Ankäufe von Mehl und Hafer, sondern begab mich in der ersten Zeit fast täglich mit dem Chef dieser Verwaltung in die Magazine und Kriegsbäckereien in Bern, um nachzusehen, wie es mit der Verproviantierung und besonders mit den fertigen Rationen stand.»

Als erfahrener Truppenführer behielt Dufour seinen Feldzugsplan für sich und teilte ihn niemandem mit. Er sorgte auch dafür, dass die Truppenbewegungen möglichst geheim blieben, und die Zeitungen wurden unter eine strenge Zensur gestellt. Als es dann zur taktischen Ausführung seiner Absichten kam, besprach er sich eingehend mit den Unterführern, so dass jeder in der Lage war, seine Aufgabe im Rahmen des Ganzen klar zu erkennen; in der Durchführung der Einzelheiten liess ihnen Dufour volle Freiheit. Dass trotzdem die zahlreichen geborenen Strategen und die vielen klugen Leute, die eigentlich alles wissen und zu allen Zeiten bei uns vorhanden gewesen sind, ausgiebig zu Worte kamen und genau wussten, wie man den bösen Sonderbund bekriegen musste, focht Dufour wenig an, er liess sie reden und schreiben.

Besondere Schwierigkeiten bot die Beschaffung der nötigen Transportmittel und die Ordnung des Bagagewesens, da es an zweckentsprechenden Armeefuhrwerken fehlte. Ebenso schlimm stand es mit der Einrichtung des Sanitätsdienstes. Glücklicherweise hatte Dufour an dem Kriegskommissär und dem Oberfeldarzt Männer, die ihn mit Energie und grossem Verständnis für ihre Aufgaben nach Kräften unterstützten. Da der Gegner die Verbindun-

gen, Strassen und Wege durch Verhaue, Minen und Gräben möglichst gesperrt hatte, wurden jeder Brigade (= Regiment) zwei Wagen zugeteilt, der eine mit Werkzeug, der andere mit Brückenmaterial.

Es bleibt noch übrig, etwas über das so oft genannte Ausland und seine Beziehungen zur Schweiz während des Sonderbundskrieges zu sagen. Da muss darauf hingewiesen werden, dass die Ereignisse in unserem Lande, besonders in solchen Zeiten der innern Erschütterungen, von den europäischen Staaten mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt wurden, machten sich doch Anzeichen geltend, dass sich bei ihnen selbst solche Stürme ankündigten. Das war allgemein bekannt, daher konnte Dufour in der Bekanntgabe seiner Wahl zum Oberbefehlshaber an die Armee mit Recht sagen: « Denkt, dass das Ausland die Augen auf uns gerichtet hat, zeigt ihm, dass die Schweizerbürger, sobald sie unter der eidgenössischen Fahne stehen, nur noch einen Gedanken haben, denjenigen, ihrem gemeinsamen Vaterlande gut zu dienen.» Alle Einsichtigen, und dazu gehörte, wie erwähnt, auch Dufour, hatten die Ueberzeugung, dass es für die Eidgenossenschaft wichtig sei, wenn die Entscheidung rasch herbeigeführt werde. Es wurde daher behauptet, der eidgenössische General habe unter dem Einfluss des Auslandes gehandelt. Davon konnte gar keine Rede sein, erstens war Dufour, wie wir gesehen haben, keineswegs der Mann, der nicht recht wusste, was er wollte und sich nicht von irgendeiner Seite, auch von den eigenen Miteidgenossen nicht, wieviel weniger vom « Ausland », beeinflussen liess, und zweitens wusste er als Soldat, dass bei aller gründlichen Ueberlegung und Vorbereitung ein rasches Handeln den Erfolg am ersten sicherstellt. Es waren zudem so viele innere Gründe für eine möglichst baldige Beendigung des Bürgerkrieges vorhanden, dass eine Rücksicht auf das Ausland gar nicht in Betracht fiel.

Am Abend vor seinem Einzug in Luzern, erzählt Dufour, sei in Sins ein englischer Geistlicher im Auftrag des



Geschäftsträgers Grossbritanniens zu ihm gekommen, um « die Dinge in der Nähe ansehen zu dürfen ». Er habe ihn dann nach Muri hinter die Front geschickt, da es unmöglich sei, « irgendeinen Unbeteiligten bei seinem Generalstabe zu dulden ». Er fährt dann weiter: « Die Erwähnung dieses Faktums mag als Erwiderung dienen auf die Andeutungen einiger ausländischer Blätter, als habe Lord Palmerston einen besonderen Einfluss auf mich ausgeübt und mich zu einer Beschleunigung der Ereignisse gedrängt. Ich habe überhaupt weder zu dem englischen Minister noch zu andern in der Schweiz beglaubigten diplomatischen Agenten in der geringsten direkten oder indirekten Beziehung gestanden und hätte auch nicht zugegeben, dass sich irgend jemand in dieser oder jener Weise in meine Angelegenheiten mischte; meine Pläne vertraute ich niemandem an. »

Ein anderes Bild erhalten wir auf der gegnerischen Seite. Die Beziehungen einiger Führer des Sonderbundes mit dem Auslande, besonders Frankreich und Oesterreich, wurden schon angedeutet. Wir sagen ausdrücklich « einiger Führer », denn sicher waren nicht alle damit einverstanden, und das Volk war schon garnicht beteiligt. Es war bedauerlich, dass mit fremdem Geld Kriegsmaterial angeschafft wurde und man mit fremden Waffen gegen die eigenen Landsleute kämpfen wollte. Die Beziehungen gingen auch etwas weit, wenn man sich die allfällige Intervention fremder Staaten zusicherte und von ihnen die Sperrung der Grenzen erbat, wenn Freiwillige aus dem Ausland versuchen würden, sich dem eidgenössischen Heere zur Verfügung zu stellen. Am auffallendsten war der Antrag an den österreichischen Fürsten von Schwarzenberg, das Kommando über die Truppen des Sonderbundes zu übernehmen. Er war taktvoll genug, abzulehnen, er mag auch wohl die Aussichtslosigkeit des Widerstandes eingesehen haben. Im übrigen hat er — dem General v. Salis als erster Adjutant zugeteilt — sich von dem leidenschaftlichen Treiben der politischen Führer fernge-

halten. So schlug er vor, nach dem missglückten Unternehmen am 12. November nach dem Aargau mit Rücksicht auf den Zustand der Truppen — Gehorsamsverweigerung und Verhalten des Walliserbataillons — und die Unstimmigkeiten im Kriegsrat, noch vor der Uebergabe von Zug, « nicht das Aeusserste zu wagen, sondern Unterhandlungen mit den Eidgenossen anzuknüpfen ». Der vernünftige Rat war nicht genehm.

Diese Verirrung, sich auf ausländische Hilfe zu verlassen, war — man mag das paradox nennen — der Grund der innern Schwäche dieser Männer und die Hauptursache ihrer Niederlage. Durch falsche Vorspiegelungen mussten sie die Truppen und die Bevölkerung täuschen. Wenn man mit den Miteidgenossen einen Streit ausfechten wollte, so sollte man das denn doch mit eigener Kraft unternehmen, war diese nicht genügend, so suchte man sich wieder zu finden. Der gemeine Mann und mancher der Führer, besonders die militärischen, fühlten, wenn vielleicht auch unbewusst, das Unrecht, und das musste hemmend auf sie wirken. Das zeigte sich deutlich, als diese verblendeten Führer das Ende nicht erwarteten, sondern sich bei Nacht aus dem Staube machten, die Zurückgebliebenen, wie von einem Banne befreit, Frieden schlossen und sich mit den andern Eidgenossen wieder zusammenfanden.

So war in unerwartet kurzer Zeit, in fünfundzwanzig Tagen, eine grosse Gefahr vom Schweizerlande abgewendet. Am 4. November erfolgte der entscheidende Beschluss der Tagsatzung, 6 Tage später kapitulierte Freiburg, am 24. zieht Dufour in Luzern ein, und bis zum 29. haben auch die Urkantone und Wallis Frieden geschlossen. Richtig hat ein französischer Geschichtsschreiber gesagt, « er kenne keinen Krieg, der schneller beschlossen, schneller ausgeführt und schneller beendet worden sei, und im Verhältnis der in Tätigkeit gekommenen Truppenmassen so wenige Menschenopfer gekostet habe wie dieser Sonderbundskrieg ».



## II. Die Neuenburgerfrage.

1856/57.

Als Uebergang für die Darstellung der Ereignisse, die zur Lösung dieser «Frage» führten, müssen noch kurz die Truppenaufstellungen in den Jahren 1848 und 1849 erwähnt werden, indem wiederum General Dufour mit ihnen in Verbindung steht und sie beweisen, wie gründlich sein Versöhnungswerk im Sonderbundskrieg war und wie segensreich es sich 1849 für das ganze Land und besonders für das Wehrwesen ausgewirkt hat.

Am 14. Juni 1848 ist sein «Allgemeiner Bericht des eidgenössischen Oberbefehlshabers über die Bewaffnung und den Feldzug 1847» an die Tagsatzung abgegangen. Er schliesst mit den Worten: «Jetzt, da die Krise vorüber ist und die Schweiz durch die Entwicklung ihrer Kräfte mitten unter den Völkern eine achtunggebietende Stellung eingenommen hat, mögen die Eidgenossen, ihre Zwistigkeiten vergessend, sich bestreben, diese Stellung festzuhalten, indem sie die Bande, welche sie vereinigen, fester schliessen und sich immer bereit zeigen, ihre Selbständigkeit und Neutralität gegen jedermann zu verteidigen. Der Gott des Grütli verleihe unserm Vaterlande seinen mächtigen Schutz.»

Er mag dabei gedacht haben, dass die Eidgenossen vielleicht bald in den Fall kommen würden zu beweisen, wie weit sie seine Mahnung beherzigt hatten; denn damals war bereits mit der Februarrevolution in Paris der Sturm losgebrochen, der die Nachbarstaaten erschüttern sollte, und im März hatten sich die Provinzen Lombardei und Venedien, unterstützt von Sardinien und andern italienischen Staaten, gegen Oesterreich erhoben. Da diese Macht Truppen gegen die Aufständischen einsetzte, kam es zu Kämpfen, die sich bis an unsere Grenze auswirkten. So mussten nach Graubünden und in den Tessin je eine Brigade geschickt werden. Es handelte sich diesmal weniger darum, zu verhüten, dass fremde Truppen unser Land zum

Kriegsschauplatz wählten, sondern es war mehr eine Grenzbesetzung nach innen. Einerseits flüchtete eine grosse Zahl von Leuten in den Tessin, anderseits herrschte ein reger Verkehr der mit diesen sympathisierenden Bevölkerung über die Grenze, der natürlich unterbunden werden sollte. Leider war das bei dem für die ausgedehnte Grenzstrecke schwachen Truppenaufgebot nicht im gewünschten Masse möglich, so dass «nicht immer die Gewehr- und Munitionszufuhr, geschweige denn der Durchschlupf bewaffneter Banden verhindert werden konnte».

Ein Jahr später brachen in Baden Unruhen aus. Diese konnten für die Schweiz unter Umständen bedenkliche Folgen haben; denn von Baselland wurde von privater Seite beabsichtigt, aus «übergroßem Enthusiasmus für die deutschen Freiheitsbestrebungen, dem Insurgentenheere ein Bataillon schweizerischer Scharfschützen zuzuführen». Das hätte gerade noch gefehlt, durch ein solches neutralitätswidriges, unüberlegtes Unternehmen unser Land in die Wirren hineinzureissen und damit in Gefahr zu bringen. Hatte man während des Sonderbundskrieges mit Recht jede Einmischung des Auslandes abgelehnt, so bestand wirklich die selbstverständliche Pflicht, den Nachbarstaat seine Angelegenheiten selbst besorgen zu lassen. Da Preussen in Baden eingriff, wurde die Bewegung so rasch unterdrückt, dass glücklicherweise ein solcher Versuch ausser Betracht fiel. Eine Besetzung der Nordgrenze wurde aber notwendig, als die Aufständischen gegen diese getrieben wurden. So besetzte am 15. Juni 1849 Oberst Kurz mit einer Brigade Basel; sollte die Grenzbesetzung mehr Truppen fordern, hatte ihm der Bundesrat die Vollmacht gegeben, solche in beliebiger Anzahl in den Nachbarkantonen aufzubieten. Am 3. Juli zog eine zweite Brigade unter Oberst Müller in Schaffhausen ein. Auch Zürich und Thurgau stellten einige Abteilungen an der Grenze auf. Am 7. Juli übernahm Oberstdivisionär Gmür das Kommando über alle aufgebottenen Truppen. Vom 8. bis 12. Juli trafen bei Konstanz, Eglisau, Rheinfelden und



Basel im ganzen etwa 10 000 Mann mit 60 Geschützen, 600 Pferden und Fuhrwerken an unserer Grenze ein, um bei uns Zuflucht zu suchen. Sie wurden entwaffnet und im Landesinnern interniert.

Die Lage schien sich zu entspannen, als eine Grenzverletzung, die an und für sich wenig Bedeutung hatte, « die Geister von neuem in Wallung brachte ». Das war so gekommen: Man musste sich auf deutscher Seite an die vom schweizerischen Gebiet umgebene Gemeinde Büsingen in der Nähe von Schaffhausen erinnern und diese harmlose Bevölkerung für einen Revolutionsherd gehalten haben. So fuhr denn auf einem deutschen Dampfer eine hessische Kompanie dorthin. Sie ahnte wohl kaum, was sie angerichtet hatte, kam aber bald zur Erkenntnis, als zwei eidgenössische Bataillone sie sofort einschlossen. Die Hessen hatten nämlich durch die Benützung schweizerischen Flussgebietes eine Grenzverletzung begangen, die in der Schweiz grosses Aufsehen erregte. Da noch andere Unstimmigkeiten vorgekommen waren und man der Schweiz gedroht hatte, beschloss der Bundesrat kurzerhand, noch zwei Divisionen aufzubieten und die andern Teile der Armee auf Pikett zu stellen. Die auf den 1. August zusammenberufene Bundesversammlung billigte das Vorgehen des Bundesrates, wählte Dufour zum General und Oberst Ziegler zum Generalstabschef.

Inzwischen hatten Verhandlungen in der Angelegenheit Büsingen stattgefunden, die zu einem guten Ende führten. Der Kommandant des Neckarkorps, General Pencker, liess durch seinen Vertreter erklären, « dass die Grenzverletzung ohne Vorwissen des Generalkommandos geschehen sei und die Besetzung Büsingens kein Präjudiz bilden solle, weder gegen die Neutralität der Schweiz noch für die Berechtigung der badischen Regierung, den Rhein an den betreffenden Stellen als Militärstrasse zu benützen; auch werde das Oberkommando der Reichstruppen mit aller Strenge darüber wachen, dass das Schweizergebiet keine weitere Verletzung erfahre ». So

konnte den Hessen der Rückmarsch nach neuntägiger Blockade gestattet werden, und der Dampfer, der sie hergebracht hatte, wurde « unter eidgenössischer Flagge in den Bodensee zurückgeführt ». Nachdem es an der Grenze wieder ruhig geworden und dieser Büsingerstreit « in einer für die Schweiz ehrenvollen Weise erledigt » worden war, konnten die Truppen bald wieder entlassen werden; die letzten kehrten am 22. September nach Hause zurück.

Diese beiden Grenzbesetzungen kurz nach der grossen Auseinandersetzung des Jahres 1847, als die Eidgenossen in Zwietracht und Kampf einander gegenüberstanden, sind besonders der Erinnerung wert; denn sie zeigten, wie der Entschluss, in Zukunft treu zusammenzustehen, zur Tat wurde. So finden wir die Truppen aller Landesteile mit dem gleichen Eifer an die Grenze eilen, um das gemeinsame Vaterland gegen jede Gefahr zu schützen. Mit Recht konnte daher General Dufour diese Tatsache mit den Worten erwähnen: « Im Jahre 1849 hatte ich die Genugtuung, unter meinem Befehl Bataillone zu vereinigen, welche nicht ganz zwei Jahre vorher gegeneinander gekämpft hatten und nun in Pflichttreue miteinander wetteiferten. »

#### 1856/57.

Die «Neuenburgerfrage» oder besser gesagt die Neuenburgerangelegenheit hat in erster Linie eine politische Seite. Darüber besteht nun schon eine so zahlreiche Literatur, welche gründlich über die sonderbaren, um nicht zu sagen verworrenen Verhältnisse Aufschluss gibt, dass wir nur kurz daran zu erinnern brauchen, um was es sich eigentlich handelte.

Die Grossmächte haben sich, wie bekannt, auf dem Wiener Kongress manche Sonderbarkeiten auf staatsrechtlichem Gebiet geleistet; zum Auffallendsten gehörte ohne Zweifel die Regelung der Verhältnisse betreffend Neuenburg. Da wurde bestimmt, dass dieses Land zugleich Schweizerkanton und ein vom preussischen König regiertes Fürstentum sein solle, also Republik und Monarchie



miteinander. Das war etwas viel verlangt. Aber solange man einander verstand und gegenseitig Vertrauen schenkte, mochte es gehen und konnte Streit vermieden werden. Nun wuchs aber eine neue Generation heran, es war unvermeidlich, dass die freiheitlichen Bewegungen, die sich in ganz Europa bemerkbar machten, auch in dem sonst so ruhigen Neuenburg Wellen schlugen. So standen sich bald die «Republikaner» und «Royalisten» einander gegenüber; die erstern strebten ganz natürlicherweise darnach, diese hemmende Doppelstellung zu beseitigen und ohne Einschränkung irgendeiner Art ganz der Eidgenossenschaft anzugehören, während die letztern wünschten, «ihrem angestammten Fürstenhause die Treue zu bewahren». Dabei ist zu betonen, dass sie keineswegs dem Staate Preussen besondere Anhänglichkeit zeigen wollten, sondern lediglich das königliche Haus war für sie massgebend. Jede Partei wünschte den Kanton nach ihrem Sinne regiert zu sehen. Anfangs September 1856 versuchte eine Schar Royalisten einen Putsch. Schloss und Stadt Neuenburg wurden besetzt und die Regierung gefangengenommen. Damit waren aber die Republikaner nicht einverstanden, sie sammelten sich sofort in überlegener Zahl und zogen nach Neuenburg. Hier waren bereits die Bundesräte Frey-Herosé und Fornerod als eidgenössische Kommissäre eingetroffen, zugleich wurden Berner- und Waadtländertruppen zur Wiederherstellung der Ordnung aufgeboten. Als die Versuche der Kommissäre, die Royalisten zur Aufgabe des Schlosses zu bewegen, keinen Erfolg hatten, stürmten die Republikaner von sich aus dasselbe, und «die befreiten Staatsräte nahmen ihr Amt sofort wieder auf». Am nächsten Tage trafen dann die eidgenössischen Besatzungstruppen ein, und die Freiwilligen kehrten nach Hause zurück. In diesem Kampfe waren acht Royalisten gefallen, sechsundzwanzig verwundet und vierhundertachtzig gefangengenommen worden.

Der Bundesrat leitete sofort eine gerichtliche Untersuchung ein und sandte einen eidgenössischen Untersu-



Oberst Ed. Ziegler von Zürich.  
1800—1882.

1814—1829 in niederländischen Diensten.  
Kommandant der 4. Division.





H. Fischer.

Oberst Ulrich Ochsenbein von Nidau.  
1811—1890.

Kommandant der 7. (Berner) Division. Im Jahre 1847 Präsident  
der Tagsatzung.

chungsrichter nach Neuenburg. Dessen Erhebungen veranlassten die Anklagekammer des Bundesgerichts, am 16. Dezember zu beschliessen, « sämtliche des Hochverrats Beschuldigte auf den 19. Januar 1857 vor die Bundesassisen » zu laden.

Dieses Vorgehen musste naturgemäss wieder das Ausland auf den Plan rufen und besonders den König von Preussen zum Einschreiten veranlassen; denn wir haben ja gesehen, wie in diesen Zeiten jeder Anlass von den andern Staaten benützt wurde, um die Eidgenossen daran zu erinnern, was man auf dem Wiener Kongress für sie getan habe, und wie sie sich verhalten sollten, um nicht Anstoss zu erregen.

Dass der preussische König sich für seine getreuen Anhänger einsetzte und ihnen besonders eine gerichtliche Verurteilung ersparen wollte, war am Ende zu verstehen, er stellte aber Forderungen, die dermassen in die Hoheitsrechte unseres Landes eingriffen, dass sie nicht annehmbar waren, wenn man im eigenen Hause Meister bleiben wollte. So verlangte er die « sofortige Freigebung und vollständige Amnestie für alle Teilnehmer am Aufstande ». Und da er ein mächtiger Mann war, « liess er auf unzweideutige Weise durchblicken, dass er im Weigerungsfalle genötigt wäre, ernstliche Massnahmen zur Wahrung seiner Rechte zu ergreifen ». Was das zu bedeuten hatte, war klar und wurde bestätigt in einem Schreiben des französischen Kaisers vom 24. Oktober 1856 an General Dufour, der dasselbe im Einverständnis mit dem Verfasser dem Bundesrat vertraulich übermittelte. Napoleon III. bot sich darin gleichsam als Vermittler an und bemerkte u. a.: « Der Gedanke besonders, seine (des Königs von Preussen) Anhänger vor Gericht zu sehen, empört ihn in solchem Grade, dass er fest entschlossen ist, seine Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, und sich an den Deutschen Bund wendet, um den Durchmarsch seiner Truppen zu verlangen. »



In einem andern Ton hätte der Bundesrat mit sich reden lassen; denn es lag ihm daran, diese Angelegenheit mit gegenseitigem Verständnis zu erledigen. Er bewies auch seinen Willen, nach Möglichkeit entgegenzukommen, indem er den grössten Teil der Gefangenen — bis auf 28 am meisten Belastete — auf Ehrenwort oder gegen Bürgschaft entlassen hatte. Er erklärte sich auch bereit, eine Amnestie zu befürworten, « sobald gleichzeitig ein Verzicht des Königs von Preussen auf seine behaupteten Rechtsansprüche auf Neuenburg erfolge oder wenigstens das Eintreten eines solchen Verzichts als gesichert betrachtet werden könne. Der Bundesrat weigerte sich mit Recht, kräftig unterstützt von der öffentlichen Meinung, vor dem Urteilspruch etwas zu entscheiden. Klar schildert Dufour in seinem Briefe an Napoleon vom 30. Oktober 1856 die Auffassung, die in der Schweiz herrschte, wenn er schreibt: « Alle Parteien stimmen darin überein (und die Einstimmigkeit in dieser Frage ist sehr bemerkenswert), dass, wenn einmal eine Angelegenheit vor den Gerichten anhängig ist, die Prozedur nicht unterbrochen werden dürfe, dass die Gerechtigkeit ihren Lauf haben müsse und die Freilassung der Gefangenen erst nach dem Urteilspruch stattfinde, dass es im gegebenen Fall, wo das Recht so klar auf unserer Seite ist, Schwäche und Feigheit wäre, anders zu handeln, dass wir uns selbst in der Achtung der Nationen herabsetzen würden, und dass kein Opfer uns zu gross sein könne, um uns eine solche Demütigung zu ersparen.»

Da aber Friedrich Wilhelm IV. sich auf dem Londoner Kongress der Mächte im Mai 1852 seine Rechte auf Neuenburg ausdrücklich hatte anerkennen lassen, war er nicht gesonnen, dem Verlangen des Bundesrates zu entsprechen, um so mehr, da er mit Ausnahme Englands der Unterstützung der andern Staaten sicher war. Die Lage wurde demnach gespannt. Der König von Preussen erklärte, wenn bis zum 2. Januar 1857 (er verlängerte später den Termin bis zum 15. Januar) seine Forderungen nicht er-

füllt seien, werde er seine Armee marschieren lassen. Darauf beschloss der Bundesrat am 5. November eine Einteilung der Armee in neun Divisionen, organisierte den Armeestab, wobei die Wahl des Generals, des Generalstabschefs und des Generaladjutanten noch vorbehalten blieb, und die Divisionsstäbe. Die Divisionen hatten einen Bestand von drei Brigaden zu vier Bataillonen und zwei Scharfschützenkompagnien, ferner eine halbe Guidenkompanie und zwei Dragonerschwadronen, drei Feldbatterien, eine Parkkompanie und eine Sappeurkompanie. Die Brigaden waren durch die ganze Armee durchnummeriert. Dazu kamen als Reservetruppen die Infanteriebrigade 28, drei Kavalleriebrigaden und fünf Artilleriebrigaden. Das Aufgebot der 3. und 5. Division wurde in Aussicht genommen — sie wurden am 20. Dezember aufgeboden — die erstere sollte den Grenzschutz im Abschnitt Basel—Aaremündung, die letztere von der Aaremündung bis zum Bodensee übernehmen.

Für den gleichen 5. November hatte der Bundesrat Dufour nach Bern zu einer Besprechung eingeladen. Er wollte nochmals einen Versuch zur Verständigung machen und auf Grund der persönlichen freundlichen Beziehungen Dufours zu Napoleon denselben als « ausserordentlichen beglaubigten Botschafter » zum Kaiser schicken. Die Schweiz hätte keinen bessern Vertreter haben können, trotzdem musste Dufour nach der Rückkehr erklären: « Meine Sendung ist gescheitert.» Das war nicht etwa wegen seiner Ungeschicklichkeit als Diplomat geschehen; im Gegenteil, er hatte sich, wie als General, auch bei diesen Verhandlungen bewährt, sondern weil der Bundesrat die Intervention des Kaisers ablehnte, da er « die angebotenen Garantien nicht als hinreichend betrachtete ». Unsere oberste Landesbehörde war unter den damals bestehenden Verhältnissen wohl gut beraten, als sie diese Stellung einnahm; denn der Grosse wird sicher bei Gelegenheit dem Kleinen eine Gegenrechnung vorlegen, wenn er ihm einmal einen « Dienst » erweisen konnte. Gerade



ein kleiner Staat hat allen Grund, keine solche Verbindlichkeiten einzugehen.

Der Bundesrat versuchte noch auf einem andern Weg zu einer friedlichen Lösung zu kommen. Der Vertreter der Schweiz in Paris, der Gesandte Baumann, sollte sich direkt mit dem preussischen Geschäftsträger in Verbindung setzen, um an « einem gütlichen Austrag des Streites zu arbeiten ». Die Antwort war eine schroffe Ablehnung. So stand nun die Schweiz dem König von Preussen allein gegenüber, der offenbar die Waffen entscheiden lassen wollte. Betrachtet man die damalige Lage unseres Landes, so konnte sie kaum schwieriger sein. Die friedliche Schweiz, die ihre Streitmacht lediglich für die Wahrung ihrer Neutralität bestimmte, wenn fremde Staaten in Streit lagen, sollte einen regelrechten Krieg mit einer Grossmacht führen? Es handelte sich aber noch um etwas anderes. Es war als sicher zu erwarten, dass Frankreich und Oesterreich bei einem Einmarsch preussischer Truppen und der Besetzung einzelner Landesteile sofort ihrerseits, « zur Wahrung ihrer Interessen », die ihnen benachbarten Kantone besetzen würden. Was das Ende sein dürfte, konnte man sich denken. Dazu kam die feindselige Haltung eines Teiles der ausländischen Presse, auch der französischen, welche die Ansicht vertrat, « die Schweiz, dieser gefährliche Herd der Revolutionen, müsse im Interesse der europäischen Ruhe einmal gedemütigt werden ».

Wir haben am Anfang dieses Abschnittes gesagt, die « Neuenburgerfrage » habe in erster Linie eine politische Seite, sie ist aber auch von grosser Wichtigkeit vom ethischen Standpunkte aus. Wie wird sich das Schweizervolk in der soeben geschilderten Lage zurechtfinden? Wird es diese Probe der innern Festigkeit bestehen? Man ist versucht, bei der Beantwortung dieser Fragen darauf hinzuweisen, dass dabei in erster Linie der Zustand und die Schlagfertigkeit der Wehrmacht ausschlaggebend gewesen seien. Das ist aber nur bedingt richtig. Es ist ohne weiteres klar, ohne Armee konnte man den Forderungen des

Gegners nicht entgegentreten, da genügten auch der entschlossenste Wille und die grösste Begeisterung nicht. Aber die Beantwortung der gestellten Fragen muss tiefer erfasst werden. Das hängt mit der ganzen Wesensart unseres Milizsystems zusammen. Es ist schon sehr oft betont worden, kann aber nicht genug immer wieder hervorgehoben werden, wie von dem Grade der Verwachsenheit der Wehrmacht mit der Volksgemeinschaft der Fortbestand und das Gedeihen unserer Eidgenossenschaft abhängen. Werden die Armee und ihre Tätigkeit allmählich ein Fremdkörper in dem Leben unseres Volkes, dann kann sie ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen, sie wird in der Allgemeinheit keine ethischen Kräfte mehr wecken und fördern können, beim ersten Ansturm wird der Zusammenbruch des Ganzen erfolgen, wie 1798. Das haben die Gegner des Wehrwesens viel besser erkannt als diejenigen, die den Wehrwillen stärken wollen. Daher wird alles versucht, dieses innere Zusammenleben von Armee und Volk zu stören und zu lockern. Das Schweizervolk muss nach aussen und innen wehrlos gemacht werden, aber nicht etwa um des Friedens willen — das ist ein bewusster Vorwand — sondern um gegenüber dem beabsichtigten Umsturz nicht mehr widerstandsfähig zu sein.

Wer bis heute noch nicht erkannt oder zugegeben hat, in welchem Masse Armee und Volk aufeinander angewiesen sind, der möge die Lehren des Weltkrieges auf diesem Gebiet beherzigen. Als die Heimat auf der einen Seite versagte, musste die Front zurück, und anderseits hat das Zusammenhalten über grosse Schwierigkeiten und zum Siege geführt.

Wie war es nun im Jahre 1856? Man darf mit Stolz darauf hinweisen, wie das Schweizervolk damals diese Probe bestanden hat; es herrschte natürlich, wie man so schreibt, « eine grosse Begeisterung », das war schön und recht, aber die Begeisterung tat es nicht allein, sondern der Grund derselben war wichtiger; es zeigte sich in erfreulicher Weise, wie stark der Sinn für Gerechtigkeit



und Landesehre vorhanden war. Man wusste, dass der Streit nicht von schweizerischer Seite hervorgerufen worden war und dass der Bundesrat seinen Willen zur Verständigung mehrmals bewiesen hatte. Wenn sie nicht zustande kam, fiel die Verantwortung nicht zu unsern Lasten. Man konnte mit dem besten Willen auch nicht einsehen, dass ein fremder Monarch in einem Schweizerkanton noch etwas sollte zu sagen haben, nachdem man erst vor wenigen Jahren den Bund der Eidgenossen fester geschlossen hatte. Nun will dieser Fürst, der nicht einmal unser Nachbar ist, uns mit Waffengewalt zum Nachgeben zwingen, weil er mächtiger ist als wir. Wegen der Frage der Freilassung und Verurteilung einiger Männer, welche die Ordnung gestört haben, indem sie die immerhin amtierende Regierung abgesetzt und gefangen nahmen, sollen nun zwei Völker einen Krieg führen. Da gibt es kein Zagen und Zaudern, das Recht steht auf unserer Seite, die Landesregierung hat bisher in kluger und fester Weise unsere Interessen gewahrt, wir wollen entschieden und tatkräftig zusammenstehen und mit dem Einsatz aller Kräfte Recht und Ehre verteidigen. So dachte der gewöhnliche Mann, das waren die Ueberlegungen des ganzen Volkes. Vergessen wir diese vorbildliche Einstellung bei der Neuenburger Angelegenheit niemals; sie ist um so wertvoller, weil nicht in erster Linie die Frage aufgeworfen wurde, wie mächtig ist der Gegner, werden wir es wagen dürfen, Widerstand zu leisten, sondern wie steht es um das Recht. Es jammerte niemand, wir können doch nichts machen, es nützt nichts, wir müssen dem andern den Willen tun und, so traurig es ist, dem Unrecht und der Gewalt weichen. Unsere Defaitisten mögen sich die Geschichte dieses « Neuenburgerhandels » recht oft vergegenwärtigen.

Wenden wir uns wieder den Ereignissen zu. Wir erinnern uns an die bisherigen Massnahmen des Bundesrates; Einteilung der Armee und Aufgebot von zwei Divisionen. Man begann mit Befestigungen an der Nordfront, wo sämtliche Rheinübergänge durch Anlagen gesperrt

wurden. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man Klein-Basel. Dieser Platz sollte durch ein « System detachierter Forts » mit einer Artillerieausrüstung von 78 in der Mehrzahl schweren Geschützen gesichert werden. Auch bei Rheinfelden, Eglisau und Schaffhausen wurde eifrig geschant; jedes Werk erhielt einen eigenen Artilleriekommandanten. Die kantonalen Zeughäuser lieferten die nötigen Gerätschaften. Mit bekannter Tatkraft und Sachkenntnis haben die Genieoffiziere und Sappeurkompagnien Grosses geleistet. Ueberall fühlte man den fördernden Einfluss des erfahrenen Generals Dufour, der, wenn auch formell noch nicht zum Oberbefehlshaber gewählt, doch vom Bundesrat für alle diese Vorbereitungen zu Rate gezogen wurde. Dass er dabei die verständnisvolle Unterstützung des Chefs des Eidgenössischen Militärdepartementes, Bundesrat Frey-Herosé, fand, war selbstverständlich, hatten sie sich doch in gemeinsamer Arbeit für das Wohl des Landes im Sonderbundskrieg kennen und schätzen gelernt.

Zur Sicherung der Häfen von Rorschach und Romanshorn wurden dort Brustwehren errichtet und mit schweren Geschützen versehen. Die schweizerischen Dampfschiffe auf dem Bodensee, Untersee und Rhein erhielten je vier leichte Geschütze auf Marine-Lafetten, die mit Raketenbatterien zu verbinden waren. Einige solche Lafetten konnten von Luzern geliefert werden, die übrigen wurden im Zürcher Zeughaus hergestellt.

Sehr wichtig war die rechtzeitige Sicherung der Verpflegung nicht nur der Armee, sondern auch für die Bevölkerung; denn bei dem Beginn der Feindseligkeiten war eine Sperre der Grenzen durch Oesterreich und Frankreich zu erwarten, wenn sie die Absicht haben sollten, wie schon erwähnt, einzelne Landesteile zu besetzen. Ein Anleihen von 12 Millionen, das der Bundesrat auf eigene Verantwortung aufgenommen hatte, war zum Ankauf von genügenden Hafer- und Mehlvorräten im Ausland bestimmt.



Mit Rücksicht auf die Unterbringung der Truppen in dieser Jahreszeit wurden im ganzen Grenzgebiet genaue Erhebungen über die Unterkunftsverhältnisse vorgenommen. Durch ein Rundschreiben an die Kantone wurden diese eingeladen, ihre verfügbaren Landwehrtruppen zu organisieren, damit sie bereit wären für eine Verstärkung der Feldarmee, wenn diese notwendig sein sollte.

Am 29. November war der preussische Landtag eröffnet worden. In der Thronrede kam der König auch auf die Neuenburger Angelegenheit zu sprechen und liess durchblicken, « dass er die Schweiz durch die Waffen zu züchtigen gedenke ». Als dies in unserem Lande bekannt wurde und zugleich Nachrichten eintrafen von preussischen Rüstungen, dass die süddeutschen Staaten mit dem Vormarsch eines preussischen Heeres gegen die Schweiz durch ihr Gebiet einverstanden seien, und von der Absicht des Königs, « sogleich Basel und Schaffhausen als Pfänder in Besitz zu nehmen, bis seinen Forderungen betreffend Neuenburg volle Genüge geleistet sei », da wurde auch dem letzten Eidgenossen klar, um was es ging. Wenn auf diese Weise etwa versucht werden sollte, einen Druck auszuüben und die Schweiz zum Nachgeben zu veranlassen, so wurde gerade das Gegenteil erreicht; der Wille zum Widerstand ergriff nun erst recht die ganze Bevölkerung und zeigte ihr, dass auch von ihrer Seite als Ergänzung zu den Massnahmen des Bundesrates und der Kantonsregierungen alle Kräfte eingesetzt werden müssten. So entstanden eine Reihe von Hilfsvereinen, um den Familien der Wehrmänner an der Grenze beiseite zu stehen und sie während der Verdienstlosigkeit ihrer Ernährer vor Not zu bewahren. Es wurden Sammlungen veranstaltet, aus denen reichlich Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Frauenvereine sorgten für warme Unterkleider für die Bedürftigen. Infolge dieser privaten Tätigkeit war es auch möglich, bei den Truppen während der Festtage Weihnachten und Neujahr Feiern zu veranstalten, die den Wehrmännern die Dankbarkeit der Bevölkerung für den

Schutz des Landes ausdrückten. « Studenten, Turner und Schützen riefen zur Bildung freiwilliger Korps und übten sich in den Waffen. Schweizer im Auslande machten grossartige Geldanerbieten, und die schweizerischen Studierenden auf deutschen Hochschulen schickten sich zur Heimkehr an, um ihre junge Kraft der Heimat zu opfern. Die Soldaten erhielten auch meistens von den Gemeinden oder Kantonsregierungen eine Soldzulage. »

Es waren ernste Weihnachten anno 1856, und in besonderer Weise wird man sich am Neujahrstage gefragt haben: Was wird die Zukunft bringen? Nun sind schwierige Zeiten nicht die schlimmsten; auch im vorliegenden Falle hatte das grosse, gemeinsame Miterleben gar manchen, der bisher im selbstgenügsamen Eigenleben sich als « braver Bürger » vorkam, aufgerüttelt und ihm die Ueberzeugung beigebracht, welche Verantwortung er gegenüber der Volksgemeinschaft und an ihrem Geschehen trug.

Diese Tage hatten aber noch ein besonderes Gepräge. Zu ungewohnter Zeit wurde mit Rücksicht auf die sich zuspitzende Lage die Bundesversammlung auf den 27. Dezember einberufen, « um sich über die Zukunft des bedrohten Vaterlandes zu beraten ». Noch immer war man bereit zur Verständigung, aber auch entschlossen, die Würde des Landes zu wahren.

So wurde einstimmig beschlossen, dem Bundesrat den Auftrag zu erteilen, « zu einer friedlichen Ausgleichung der Neuenburgerfrage mit allen Mitteln die Hand zu bieten, welche mit der Ehre und Würde der Schweiz verträglich und die Anerkennung der Unabhängigkeit herbeizuführen geeignet seien; im Falle dies aber nicht möglich wäre, alle Anordnungen zu treffen, um zur Verteidigung des Vaterlandes auf das Aeusserste gerüstet zu sein ».

Zugleich wurde der nötige Kredit eröffnet. Am 30. Dezember fand unter besonders feierlichen Umständen die Wahl General Dufours zum Oberbefehlshaber statt. Die Ernennung von Frey-Herosé zum Generalstabschef ist bemerkenswert, weil derselbe, wie schon erwähnt, Chef des



eidgenössischen Militärdepartementes war. Dass es sich ein Bundesrat nicht nehmen liess, sich für diesen Posten zur Verfügung zu stellen, machte allgemein grossen Eindruck; denn Frey-Herosé gab damit das Beispiel einer hochherzigen Gesinnung, die es sich zur Pflicht machte, sich ohne jede persönliche Rücksicht einzusetzen und die Notwendigkeit festen Zusammenhaltens zu beweisen. Es mochte ihm Widerstand haben, die Soldaten an die Grenze zu schicken, sondern er wünschte bei ihnen zu sein; dass dabei der Wunsch auch mitgespielt haben mag, wieder mit seinem verehrten Vorgesetzten vom Jahre 1847 für das Wohl des Landes zu wirken, war begreiflich. Da auch die Leiter des Verpflegungs- und Sanitätsdienstes, die sich im Sonderbundskrieg so verdient gemacht hatten, ihre Erfahrungen durch Berufung in den Armeestab verwerten konnten, fanden sich in den wichtigsten Stellen die nämlichen bewährten Männer zusammen. Das war sehr zu begrüssen, denn diese Zusammensetzung bot die beste Gewähr für eine überlegene, sichere und reibungslose Heeresleitung, welche erfahrungsgemäss auch auf Führer und Truppe einen nachhaltigen Einfluss ausübt.

Ein General, der schon im siebenzigsten Jahre steht? Wird er die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit aufbringen? Diese Bedenken mochten unter gewöhnlichen Umständen begreiflich erscheinen, bei General Dufour aber waren sie keineswegs berechtigt. In seiner Bescheidenheit hat er zwar in seiner Rede, die er nach seiner Eidesleistung in Bern an die Bevölkerung halten musste, gesagt: « Meine Aufgabe ist eine schwere; denn ich bin schon alt, die Jahreszeit ist rau und unser Feind ist mächtig, » aber er durfte mit vollem Bewusstsein fortfahren: « Doch wir werden sie zu erfüllen wissen, indem wir uns dem Gott des Grütli anvertrauen, der unser teures Vaterland stets beschirmt hat. »

Welch' grosse Arbeit hat er mit unermüdlicher Frische und gewohnter Gründlichkeit geleistet, um die Armee nach Möglichkeit für eine Entscheidung mit den Waffen vorzu-

bereiten. Ganz abgesehen von den umfangreichen Massnahmen für seinen Offensivplan, auf den wir noch zu sprechen kommen werden, « richtete er seine Aufmerksamkeit », wie er berichtet, « auf unsere Zweige des Dienstes, in denen unsere Milizen keine Erfahrung hatten, und verfasste zu diesem Zwecke mehrere Instruktionen ». « Die engen Quartiere, die misslichen Biwacks in der strengen Jahreszeit, der Sanitätsdienst, die Verteilung der Lebensmittel, die Lieferung von Stroh und Holz, der Sold, das alles und manches andere noch verursachte mir ernste Sorgen. » Besonders das Trainwesen lag im argen; denn die Zeit nach dem Sonderbundskrieg war zu kurz gewesen, um die in seinem Bericht vorgeschlagenen Verbesserungen durchzuführen. So bezeichnete er für jede Division einen Trainchef — Oberwagenmeister — mit dem Grade eines Stabsoffiziers, « damit sie in ihrer amtlichen Tätigkeit die nötige Autorität genössen ». Ferner wurden die bestehenden Telegraphenlinien durch neue Verbindungen mit den Divisions-Hauptquartieren ergänzt und so die Befehlsübermittlung bedeutend erleichtert und gefördert. Auch die bisher erstellten Eisenbahnlinien traten in den Dienst der Armee. Dufour wollte operieren, und dazu brauchte er möglichst bewegliche Divisionen.

Sehr weitgehend waren die Befugnisse, die dem Oberbefehlshaber eingeräumt wurden. Er verfügte über das ganze Kriegsmaterial und die Munitionsvorräte der Kantone, er konnte nach seinem Ermessen Befestigungen errichten — der Bundesrat wusste, dass von ihm, dem erfahrenen und sparsamen Festungsbauer, keine uferlosen Arbeiten, die Unsummen verschlingen mussten, zu erwarten waren — er durfte überall in dem ihm gutscheinenden Masse Requisitionen vornehmen, und zuletzt hatte er in der operativen und taktischen Durchführung seiner Aufgabe zum Schutze des Landes völlig freie Hand. Wenn er es für nötig hielt, konnte er demnach ohne weiteres die Grenze überschreiten und dem Gegner ausserhalb derselben entgegentreten; denn es handelte sich ja nicht nur



um einen rein defensiven Grenzschutz, sondern um die Abwehr eines Feindes, der in das Land einmarschieren und Teile desselben besetzen wollte. Mit Recht bemerkt daher Dufour in seiner Darstellung: « Man sieht, dass mir diese Instruktionen für die ganze Dauer des Feldzuges eine wahrhafte Diktatur erteilten.»

Damit kommen wir zu dem bekannten Plan Dufours, den Kanton Schaffhausen durch eine Offensive nach Baden hinein zu verteidigen. Derselbe gründete sich auf die Nachricht, die sich zu bestätigen schien, dass die preussischen Truppen auf ein Ueberschreiten des Rheins verzichten und sich auf die Besetzung Basels und des Kantons Schaffhausen beschränken würden. Das war nicht unwahrscheinlich; denn die Verteidigung hinter diesem Grenzfluss bot Vorteile, die den hartnäckigen Widerstand seitens der Schweizertruppen erwarten liessen, der sich auch nach dem Uebergang erst recht fühlbar machen musste; denn der Gegner kämpfte im eigenen Lande und konnte überlegene Kräfte heranzuführen, deren Ueberwindung trotz der Geringschätzung gegenüber Milizsoldaten nicht so ganz sicher war und wohl unerwartete Schwierigkeiten bieten konnte. Andererseits war die Besetzung des Kantons Schaffhausen kein sehr schwieriges Unternehmen; sollten die Schweizer auf den Gedanken kommen, diesen Grenzabschnitt mit möglichst viel Truppen zu besetzen, um so besser; denn diese konnten dann von allen Seiten angegriffen und am Ende insgesamt gefangengenommen werden. Ferner wurde dadurch der nächste Zweck des Feldzuges, einen Ersatz für Neuenburg zu erhalten, am raschesten erreicht.

Die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Verteidigung Schaffhausens war nun allerdings auf schweizerischer Seite auch genau bekannt, die Frage stellte sich einfach so, ob man diesen Landesteil aufgeben sollte, da er doch verloren schien. Man kann sich denken, dass Dufour für eine so schwächliche Lösung unter keinen Umständen zu haben war; denn seine Ritterlichkeit liess ihn gerade für die ge-

fährdetsten Teile unseres Gebietes besonders eintreten, und dem Gegner wäre durch dieses Verhalten seine Aufgabe unnötigerweise erleichtert worden. Dufour wusste aber, dass Schwäche und Feigheit stets schlechte Ratgeber sind. Daher war er entschlossen, Schaffhausen zu halten. Ging das auf dem eigenen Grund und Boden nicht, so überschritt man die Grenze. Das konnte ohne weiteres geschehen, d. h. ohne dass man sich damit einen neuen Gegner zuzog; denn Baden hatte durch die Erlaubnis des Durchmarsches preussischer Truppen eine feindselige Haltung gegenüber der Schweiz eingenommen, die jede Rücksicht ausschloss. Für Basel war die Gefahr weniger gross, denn erstens liessen sich dort Befestigungen anlegen, und zweitens bot das etwa zu besetzende kleine Gebiet keinen Ersatz für Neuenburg. In Anbetracht dieser Verhältnisse entschloss sich Dufour zu einer kräftigen Defensive bei Basel und Offensive bei Schaffhausen. Die Verteilung der Truppen nahm er folgendermassen in Aussicht:

3 Divisionen (30 000 Mann), linker Flügel, Hauptaufgabe Verteidigung Basels; 1 Division (10 000 Mann), rechter Flügel bei Chur und auf der Luziensteig; 5 Divisionen (50 000 Mann), Zentrum, Angriff über Schaffhausen, 12 000 bis 14 000 Mann Armeereserve bei Zürich. Die Grundbedingung für das Gelingen eines Vorgehens über den Rhein war die genügende Zahl von Verbindungen über diesen Fluss. Neben den bestehenden bei Stein, Diessenhofen, Schaffhausen, Rheinau, Eglisau und Kaiserstuhl liess er in Schaffhausen mit requirierten Rheinschiffen zwei neue bauen und für eine dritte das Material bereitstellen. Dazu kamen rechts und links des Rheins zur Sicherung dieser Uebergänge Befestigungen, die mit Geschützen verschiedenen Kalibers zu bestücken waren.

Ueber die Art, wo man dem Gegner entgegentreten wollte, waren die Ansichten verschieden. Die einen wollten ihm bis in den Schwarzwald entgegenmarschieren, die andern möglichst nahe der Grenze verbleiben. Das eine wie das andere hatte seine Nachteile. Die Operationsbasis



war ohne Zweifel der Kanton Schaffhausen, die Divisionen waren aber gar nicht mit den Fuhrwerkkolonnen versehen, die für die Herstellung von Verbindungen bei einem eigentlichen Eindringen in den Schwarzwald nötig waren, und nahe der Grenze gab es keine günstigen Verteidigungsstellungen. Dufour entschied sich daher für einen Mittelweg, der ihm erlaubte, den Gegner in starken Stellungen zu erwarten und anderseits für eine beliebige Verwendung der Divisionen genügend Raum und Bewegungsfreiheit zu haben, ohne Gefahr zu laufen, von seiner Basis abgedrängt zu werden. Er sagt darüber: «Die Truppen sollten alsdann zwei gute Stellungen auf badischem Gebiet besetzen, die eine rechts hinter der Aach, die andere links, auf den Hügeln, welche die Wutach beherrschen.» Seine Marschdispositionen waren so getroffen, dass in zwei Tagen die 1. Division über Kaiserstuhl und Eglisau die Stellung an der Wutach erreichte, die Aachlinie von drei Divisionen besetzt wurde, und zwar rechts die 6. Division über Stein-Schienerberg (ihre rückwärtige Verbindung ging nachher über Diessenhofen, da der Uebergang bei Stein als zu gefährdet aufgegeben wird), in der Mitte die 9. Division über Schaffhausen-Dörflingen auf der grossen Stockacherstrasse, links die 5. Division, die schon in Schaffhausen war, durch das Hauental mit zwei Brigaden in die Gegend von Engen marschierte, mit einer Brigade hinter dem linken Flügel nach Blumenfeld. Am dritten Tage marschierte die 8. Division nach Thayngen und «stellt sich hinter der ersten Linie auf».

Damit dieser Plan rechtzeitig zur Ausführung gelangen konnte, «verschaffte sich der Generalstab», wie Dufour berichtet, «alle wünschbaren Nachweise über die Eisenbahnen, um die Zeit berechnen zu können, welche die preussischen Armeekorps von der Abfahrt aus ihren bekannten Sammelpunkten bis zur Ankunft an einem bestimmten Zentrum, wahrscheinlich Sigmaringen, brauchen würden».

Bei der Uebernahme des Oberbefehls durch General Dufour standen, wie bekannt, die 3. und die 5. Division sowie die Stäbe der 1., 2., 4., 6. und 8. Division mit ihren Brigadestäben im Dienst, d. h. rund 20 000 Mann; um diese zu verstärken, bot er soviel Mannschaft auf, um die Hälfte der Brigaden der 1., 4. und 6. Division aufstellen zu können, ferner die Stäbe der 7. und 9. Division. Er schreibt darüber: «So hatte ich, ohne mich im ersten Augenblick in übertriebene Ausgaben zu stürzen, etwa 30 000 Mann, die zur Besetzung der Rheingrenze von Basel bis Konstanz hinreichten. In wenigen Tagen hätte man über 100 000 Mann auf den Beinen gehabt. Und diese Truppen in erster Linie wären noch durch die kantonalen Landwehren und Freiwilligenkorps verstärkt worden, die sich überall organisierten.»

Da man erfahren hatte, dass Preussen von seinen 300 000 Mann etwa 110 000 gegen die Schweiz verwenden werde, so war der zahlenmässige Unterschied der beiden Armeen nicht wesentlich, wenn man bei uns die Reserven abrechnete. Eine andere Frage war der Kampfwert der beiden Gegner. Dass dabei auf seiten der Schweiz mancherorts eine bedauerliche Unterschätzung der preussischen Truppen zutage trat, war bei der herrschenden Begeisterung über das feste Zusammenhalten aller Volkskreise gewiss begreiflich, die Hauptsache war, dass die massgebenden Persönlichkeiten durchaus klar sahen und die Lage richtig beurteilten. Solche Selbstüberhebungen sind zu allen Zeiten auch bei andern Völkern vorgekommen. Wir werden sehen, dass auch die Preussen die schweizerischen Milizen nicht sehr hoch einschätzten.

Für den Feldzug gegen die Schweiz war als Oberbefehlshaber General Graf von der Groeben in Aussicht genommen. Da der amtierende Chef des Generalstabes, General von Reyher, durch Krankheit verhindert war, diese Stelle zu versehen, beantragte von der Groeben, ihm als Generalstabschef den General von Moltke beizugeben. Dieser stand schon damals in hohem Ansehen und wurde



1857 der Nachfolger von Reyhers. Dufour scheint als ernst zu nehmender Gegner betrachtet worden zu sein, das lässt sich verstehen, genoss er doch nach dem Sonderbundskrieg auch im Ausland hohe Achtung und « mehr als ein Oberkommando war ihm unter den glänzendsten Bedingungen angeboten worden ».

Es war begreiflich, dass man sich in preussischen Militärkreisen zu dieser Zeit mehr als sonst mit den schweizerischen Verhältnissen beschäftigte. Wir erhalten darüber einen Einblick durch einen Vortrag, der am 19. Dezember 1856 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehalten wurde. Diese Ausführungen bieten für uns so viel Interesse, dass wir einige von ihnen als Ergänzung zu der bisherigen Darstellung berücksichtigen wollen. Der Referent kann nicht aus eigener Anschauung sprechen, sondern es standen ihm nur gedruckte, allgemein zugängliche Materialien zu Gebote. Nach der Betonung der strategischen Bedeutung der Schweiz für die Nachbarstaaten, wobei ausdrücklich auf die bekannte Rede Sebastianis 1820 im französischen Abgeordnetenhaus hingewiesen wird, erfolgt eine Besprechung der militärgeographischen Verhältnisse des Landes mit Rücksicht auf die verschiedenen Grenzen. Hier wird Zürich als die Zentralstellung für eine Defensive nach Norden bezeichnet. « Von hier vermögen zugleich die fertigen Eisenbahnen nach Baden, Winterthur und von dort nach Romanshorn am Bodensee und St. Gallen angesammelte Kräfte schneller nach den Punkten zu senden, wo sie gerade erforderlich werden. » Beachtenswert sind folgende Betrachtungen: « Da die schweizerischen Gebietsteile auf dem rechten Rheinufer durch ihre Lage, und beträchtliche Teile der wohlhabenden Städte Basel und Schaffhausen den anrückenden Angreifer zu einer vorläufigen Pfandnahme oder Besetzung derselben einladen, dieser auch über den Bodensee bei dem badischen Konstanz, oder bei Rheineck um denselben herum vordringen kann, des Umstandes nicht zu gedenken, dass der Bodensee selbst mit seinen reichen Verkehrsmitteln, Dampf-

schiffen und Segelfahrzeugen und den von Norden herantretenden Eisenbahnen dem Angreifer ausgedehnte Verbindungen sichert, so würden die Aufstellungen zur Verteidigung der Nordgrenze sich etwa in drei Punkten konzentrieren, nämlich:

1. Bei Liestal — das nach rückwärts Eisenbahnverbindung hat — um von hier Basel, Laufenburg und Rheinfelden zu besetzen oder zu beobachten;
2. bei Winterthur zur Beobachtung des Rheines von der Aaremündung bis zum Bodensee;
3. bei St. Gallen zur Ueberwachung des südlichen Bodenseeufer. Zürich, sowie die Seelinie wird hierbei eine zweite Verteidigungslinie rückwärts geben. »

« Hier liegen die reichsten Landstriche der ganzen Schweiz, und den erlangten Besitz derselben seitens eines siegreich vorgedrungenen Angreifers würde die Eidgenossenschaft schwerlich lange ertragen können, ohne sich seinem Willen zu fügen und etwa abzuwarten, dass die Bundeshauptstadt Bern selbst in feindliche Gewalt gerät. Hierbei fällt noch die Rücksicht ins Gewicht, dass der Ackerbau des Landes bei weitem nicht Korn genug erzeugt, um die Bewohner zu ernähren, und dass schon vielmehr in gewöhnlichen Zeiten jährlich für 12—15 Millionen Franken Getreide aus Baden, Württemberg und Bayern eingeführt werden muss. » Ausführlich berichtet der Referent über das « Militärgesetz », die Organisation, Bewaffnung, Ausbildung und die Bestände. Bei letzteren kommt er zu folgenden Zahlen: « Nach der Volkszählung vom März 1851, welche die Bevölkerung der ganzen Schweiz auf 2 400 000 Einwohner ergab, musste sonach der Auszug 72 000 Mann, die Reserve 36 000, also zusammen gleich  $4\frac{1}{2}\%$  der Einwohnerzahl, 108 000 Mann betragen; in Wirklichkeit waren Ende 1855 = 74 095 Auszügler und 42 660 Reservisten, zusammen 117 755 Mann überall verwendbare Truppen vorhanden. » Der Solletat von 104 070 Mann wurde demnach übertroffen.



Die Schiessfertigkeit der schweizerischen Infanterie schätzt der Referent, «abgesehen von den Scharfschützen», nicht höher als bei andern Armeen. Er gibt zwar zu, dass infolge der freiwilligen Schiessübungen «in der Gesamtmasse der Eidgenössischen Infanterie eine grössere Zahl tüchtiger Schützen zerstreut sein mögen, als in den stehenden Heeren der übrigen Mächte», aber dieser Vorteil werde wettgemacht durch die «zahlreichen Massenübungen; denn im Feuergefecht grösserer Heerhaufen kommt auch der durchschnittlich mehr oder minder richtige Anschlag der gesamten Truppe in Betracht».

Die mangelhafte Ausbildung der Offiziere war nicht nur uns, sondern auch im Ausland bekannt. Immerhin weist der Vortragende darauf hin, «dass viele Offiziere der Schweizer Truppen in fremden Diensten oft in die Heimat zurückkehren und dieser durch die Annahme einer Stelle die auswärts erworbene praktisch-militärische Ausbildung zuwenden. So war der General Dufour schon in den Kriegen Napoleons Oberstlieutenant in dessen Geniekorps und stellt eine echt militärische Persönlichkeit dar, ritterlich in seinem Auftreten, dabei ruhig, besonnen und sicher — ziemlich abweichend von dem fast haltungslosen Sichgehenlassen des sonst in jener Armee verbreiteten Wesens». Mit was für unglückseligen Vertretern unseres Offizierskorps musste wohl der Herr Referent solche betrüblichen Erfahrungen gemacht haben? Zum Schluss kommt er noch auf das «moralische Element» zu sprechen und wie unter Umständen der Kampf gegen die Eidgenossen zu führen sei. Die Darlegungen zeigen so deutlich die damalige Einstellung wohl der weitaus grössten Mehrheit der preussischen Offiziere, dass sie erwähnt werden müssen.

«Sollen die Truppen der Eidgenossenschaft etwas leisten, so muss ihre Ueberzeugung für das anzustrebende Ziel gewonnen sein; und selbst dann hat es sich als Wahn offenbart, dass eine von Freiheit und Vaterlandsliebe begeisterte Schar der Kunstfertigkeit geübter Truppen und

der Macht der Disziplin entbehren könne. Mancher schnelle, glücklich ausgeführte Schlag und die den Schweizern nicht abzusprechende Tapferkeit scheint dies vielleicht zu widerlegen; aber wo der Aufruf der Miliz zu den Waffen und der Sieg nicht schnell einander folgten, hat man Missmut, Widersetzlichkeit, Emeuten entstehen sehen, wofür ich als Belag nur die traurigen Vorfälle im Schweizerheere von 1798 anführe, wo ihr General Erlach erst mehrere Wochen hin- und hermanövrieren musste, in dem ersten Zusammentreffen mit dem französischen Korps nicht glücklich war, die Soldaten ihre Offiziere töteten und zum Teil wild auseinanderliefen.»

«Wollte man dieses sogenannte moralische Element in die Berechnung der Kriegführung hineinziehen, so dürfte sich in dieser Rücksicht als Lehre ergeben: dass eine mehr disziplinierte Armee beim feindlichen Auftreten gegen ein Milizheer dieses entweder längere Zeit hinhalten müsste, ohne es zum Gefecht kommen zu lassen — oder aber die volle Energie des Handelns beim ersten Schlage zusammennehmen müsse und um jeden Preis den physischen Sieg erringen, mit dem der moralische eng verkettet ist.»

Der gute Mann vergass, dass man damals 1856 schrieb. Für die Entwicklung seit 1798 scheint er wenig Verständnis gehabt zu haben. Es ist ihm nicht zu verargen, dass er die militärische Auswirkung des Sonderbundskrieges übersieht; denn für ihn war er «der erste grosse Akt der Radikalen und darum auch die erste Epoche der deutschen Bewegung des folgenden Jahres». Die Tatsache, dass im vorliegenden Fall «die Ueberzeugung für das anzustrebende Ziel gewonnen war», und zwar bei Armee und Volk, ist ihm entgangen.

So hatte die Schweiz sich vorgesehen, nach Möglichkeit sich vorbereitet. Dufour schreibt über die Lage: «Mitte Januar verlegte ich mein Hauptquartier von Bern nach Zürich, um dem Zentrum der grossen, von mir projektierten Bewegungen näher zu sein. Es war der Augenblick, wo der König von Preussen seine Armeen in Marsch



setzen musste, wenn er aus seinen Drohungen Ernst machte. Es war auch derjenige, an welchem ich meine Divisionen vollzählig zu machen und sämtliche Truppen einzuberufen gedachte. Dazu hätte es nur eines Wortes bedurft; denn die Marschrouten für sämtliche Korps lagen in den Bureaux des Eidgenössischen Militärdepartements.»

Da erfolgte am 16. Januar 1857 der Beschluss der Bundesversammlung, die angeklagten Royalisten freizugeben unter dem Vorbehalt, dass sie des Landes verwiesen sein sollten, bis der preussische König in aller Form auf seine Rechte auf Neuenburg verzichtet habe. Das Bekanntwerden dieses Bundesbeschlusses machte im Lande herum grosses Aufsehen, und er fand vielerorts starke Missbilligung, in Genf wurde sogar eine Protestversammlung abgehalten. Wer nicht näher unterrichtet war, musste sich sagen: «Nun hat der Bundesrat am Ende doch nachgegeben, nachdem er sich im November so stark gezeigt hatte.» Die Lage war aber eine andere geworden, man hatte der ganzen Welt bewiesen, dass man sich werde zur Wehr setzen können, also konnte man, ohne sich plötzlich schwach zu zeigen, die Hand zur Verständigung bieten. Dazu kam noch etwas anderes. Je länger je mehr zeigte sich, wie diese «Neuenburgerfrage» sich nachgerade zu einem europäischen Problem ausgewachsen hatte. Es war kaum anzunehmen, dass andere Staaten untätig zusehen würden, wenn Preussen «sich am Rhein festsetzen und in die Schweiz eindringen» wollte. In einer Note vom 24. Dezember 1856 an Preussen hatte England sich sehr deutlich ausgesprochen mit folgenden Worten: «Die Feindseligkeiten, die der König (von Preussen) beabsichtigt, würden nicht bloss von allen europäischen Nationen mit tiefem und schmerzlichem Bedauern betrachtet, sondern ständen auch in entschiedenem Widerspruch zu den unzweideutigen Verpflichtungen, die Preussen gegenüber allen andern Mächten, die vertraglich diese Verpflichtungen mit eingingen, auf sich nahm.» Und wie leicht war es möglich, dass «die Revolution von 1848, mühsam

unterdrückt, nur auf einen günstigen Augenblick wartete, um von neuem ihr Haupt zu erheben; sie konnte diese Gelegenheit ergreifen, um sich über ganz Europa auszudehnen». Ende Dezember war der gewandte Ständerat Dr. Kern mit einem Empfehlungsschreiben Dufours nach Paris gereist, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Das erneute Anerbieten Napoleons III. zur Vermittlung wurde vom Bundesrat nun angenommen, hatte man doch sicherere Aussichten, als es noch vor einigen Wochen der Fall war, dass ein Entgegenkommen nicht als Schwäche ausgelegt, sondern als wirklicher Wille zur Verständigung anerkannt wurde, und dass der König von Preussen auch seinerseits die Forderung der Eidgenossenschaft — Verzicht auf Neuenburg — erfüllen werde. Der Bundesrat hat ohne Zweifel richtig gehandelt, wenn er der Bundesversammlung diese Lösung vorschlug; denn die Verurteilung einiger Putschisten war wirklich kein genügender Einsatz, um am Ende noch in europäische Verwicklungen hineingezogen zu werden. Am 5. März begannen die Verhandlungen, und am 26. Mai 1857 war das Ziel, die völlige Unabhängigkeit Neuenburgs von dem König von Preussen, erreicht.

Die Befürchtungen, dass in der Armee der Beschluss der Bundesversammlung einen ungünstigen Einfluss ausüben würde, erfüllten sich nicht; denn sie nahm, wie Dufour schreibt, «die Nachricht, die ihr durch Tagesbefehl mitgeteilt wurde, mit Ruhe auf, und ihre Mässigung in solchem Augenblick gereichte ihr nicht weniger zur Ehre als ihr Eifer, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, als man dieses in seiner Unabhängigkeit bedroht glaubte».

Dufour selbst gab das beste Beispiel; denn man hätte es begreifen müssen, wenn er darüber «verstimmt» gewesen wäre, weil man «von einer andern Hand angenommen, was man aus der seinigen zurückgewiesen hatte». So konnte, ohne das Resultat der Verhandlungen abwarten zu müssen, an die Demobilmachung geschritten werden. Sechs Wochen waren etwa 30 000 Mann im Dienst gestan-



den, trotzdem kamen nur zwei Fälle vor, die das Kriegsgericht zu beurteilen hatte.

Die Geschichte des «Neuenburgerhandels» darf in unserm Volk und in der Armee nicht in Vergessenheit geraten, sie ist in vielen Beziehungen sehr lehrreich und zeigt, wie ein kleines Volk durch kräftiges Zusammenstehen aller Kreise auch schwierige Zeiten und ernste Gefahr überwinden und sich die Achtung der andern Staaten sichern kann.

### III. Grenzbesetzungen.

1805.

Kaum war unser Land im Begriff, sich einigermaßen von den Kriegsjahren um die Wende des Jahrhunderts zu erholen, brach der dritte Koalitionskrieg aus. Trotz der Abhängigkeit von Frankreich beschloss die Tagsatzung am 23. September 1805, die Neutralität zu wahren, «die schweizerischen Grenzen mit eidgenössischen Truppen zu besetzen und die Sicherheit und Unverletzbarkeit ihres Gebietes mit den Waffen zu schützen». Die Aufgabe war nicht leicht; denn das Wehrwesen war noch ganz in den Händen der Kantone, die lediglich ihre Kontingente stellen mussten. Von einer einheitlichen Ausbildung und Ausrüstung war demnach keine Rede. Bei dieser Grenzbesetzung sind weniger die militärischen Ereignisse bemerkenswert, als die politischen Verhältnisse, unter denen sie zur Durchführung kam. Der französische Kaiser anerkannte die Neutralität nicht, immerhin hat er sie auch nicht verletzt, da die Operationen, die damals von Mitteldeutschland ausgingen, seine Heere nicht durch die Schweiz führten. Er verlangte aber die Besetzung der Grenze gegen Oesterreich. Auch bei der Wahl des schweizerischen Oberbefehlshabers suchte er seinen Einfluss geltend zu machen, indem er den in Frage kommenden Bachmann ablehnte und d'Affry vorschlagen liess. Im weitern sollte der Landammann von Kaiser Franz I. die Anerkennung der schweizerischen Neutralität verlangen. Dafür bot Frankreich, um die Ausrüstung der Kontingente zu erleichtern und zu beschleunigen, eine Geldsumme an. All das zeigt, wie schwierig die Lage der Schweiz war, und welchen Einfluss sich Napoleon anmasste.

Es muss anerkannt werden, dass die Tagsatzung trotz der militärischen Schwäche des Landes und der sichern Aussicht, durch ihr Verhalten den Unwillen des mächtigen Franzosenkaisers auf sich zu laden, nach Möglichkeit ihre eigenen Wege ging. So wählte sie nicht d'Affry,



sondern von Wattenwyl zum General und lehnte die Unterstützung durch Geld ab mit dem Hinweis darauf, dass diese mit der Neutralität nicht vereinbar sei. Die Verbündeten hatten ursprünglich beabsichtigt, durch Süddeutschland und Oberitalien vorzurücken, sich in der Schweiz zu vereinigen und von dort aus Frankreich anzugreifen. Dieses Vorgehen hätte unser Land wiederum zum Kriegsschauplatz werden lassen und neue Kriegslasten gebracht. Glücklicherweise wurde dieser Plan später abgeändert. Oesterreich antwortete begreiflicherweise auf das Gesuch des Landammanns um Anerkennung der Neutralität, es werde sie achten, sofern das auch von seiten Napoleons geschehe.

General von Wattenwyl stand damals im besten Mannesalter (geboren 1760), war schon mit sechzehn Jahren im bernischen Regiment von Stürler in Holland und hatte zwei Jahre die Militärschule in Strassburg besucht. Bei Neuenegg befehligte er ein Bataillon des Thuner Regiments. Er kannte die Verhältnisse unseres Wehrwesens genau und war stets bestrebt, dasselbe zu fördern. Mit Energie und Eifer ging er an die schwierige Aufgabe heran, aus den so verschiedenen Kontingenten der Kantone eine einigermaßen brauchbare Truppe heranzubilden. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, er sagt in seinem Bericht: «Neben dem Wachtdienst wurden Uebungen abgehalten, mit denen der Milizsoldat mehr als ein anderer beschäftigt werden muss. Nach zwei bis drei Monaten Grenzdienst zeigte die Truppe eine ganz andere Haltung. Dieser friedliche Feldzug war eine Schule des militärischen Gehorsams. Er war ein Band der eidgenössischen Freundschaft, ein sprechender Beweis des wieder auflebenden Gemeinsinns.»

Nach dem Militärreglement von 1804 hätten 15 200 Mann zur Verfügung stehen sollen, es konnten aber nur 10 442 Mann aufgestellt werden. Es wurden vier Divisionen gebildet: 1. Division im Militärbezirk Graubünden, 2. Division im Militärbezirk Rorschach—Stein, 3. Division

im Militärbezirk Stein—Koblenz, 4. Division Reserve hinter der Thur, Detachements in Basel, im Aargau und Tessin, total 26 Infanterie-Bataillone, 6 Artilleriedivisionen, Scharfschützen- und Kavallerie-Detachements. Hauptquartier Zürich, dann Winterthur.

Im Verlaufe der Kriegshandlungen näherten sich die beiden Gegner im Vorarlberg unserer Grenze, so dass die Reservedivision nach dem st. gallischen Rheintal verschoben werden musste. Als sich die Oesterreicher aus Süddeutschland zurückzogen, war die Division Jelachich von dem Hauptheer abgekommen und nach Bregenz gelangt. Da die Franzosen folgten, konnte es zu Gefechten an unserer Grenze kommen. Rasch wurden weitere Bewachungstruppen nach dem Rheintal herangezogen. Als Jelachich Miene machte, unter Umständen auf Schweizergebiet überzutreten, erklärte ihm von Wattenwyl, «er werde ihn mit Gewalt daran hindern». Nach der Fortsetzung des Rückzuges hinter die Arch kapitulierten die Oesterreicher am 15. November. Ende 1805 konnte die Hälfte der Grenzbesetzungstruppen entlassen werden, im Januar 1806 folgte der Rest bis auf fünf Kompagnien, die einen Monat später nach Hause gelangten.

#### 1809.

In diesem Jahre kam es zu einem neuen Waffengang zwischen Oesterreich und Frankreich. Die Lage der Schweiz hatte sich seit der letzten Grenzbesetzung in dem Sinne geändert, dass sie nicht mehr direkt an Oesterreich grenzte, demnach von dieser Seite kaum etwas zu befürchten war. Um so weniger nahm Frankreich Rücksicht auf unser Land. Am 11. März verlangte ein Kavallerieregiment der Division Molitor, bei Basel den Rhein überschreiten zu dürfen. Die Regierung wagte nicht, den Durchmarsch zu verweigern. Molitor kam dann nachträglich um Erlaubnis ein, «da er in Hünigen kein Material für eine Schiffbrücke vorgefunden habe». Es folgten noch



andere Truppenabteilungen. Landammann d'Affry sah in diesem Vorgehen keine Verletzung der Neutralität, da der Krieg noch nicht ausgebrochen sei, immerhin bat er Napoleon schriftlich «um Respektierung der Unverletzlichkeit des Schweizerbodens», und berief für den 30. März die Tagsatzung nach Freiburg ein. Diese gab ihm die Vollmacht, wenn nötig für den Grenzschutz die kantonalen Kontingente aufzubieten. Am 9. April erfolgte die Kriegserklärung Oesterreichs, mit welchem Tage die Durchmärsche der französischen Truppen aufhörten.

Einige Tage nachher liefen sichere Meldungen ein von dem in Tirol ausgebrochenen Aufstande, so dass d'Affry zunächst den dritten Teil des Bundeskontingentes — 5200 Mann — zum Schutze der Grenzen aufbot. Den Oberbefehl übernahm wieder General von Wattenwyl, dem der gleiche Stab wie 1805 beigegeben wurde. Zugleich reiste alt Landammann Reinhard in das Hauptquartier Napoleons nach Regensburg. Dieser erklärte ihm u. a.: «Mir gegenüber ist euere Neutralität ein Wort ohne Sinn, sie kann nur so lange dienen, als ich will.»

Als der Aufstand auch auf das Vorarlberg übergriff und im Veltlin Unruhen entstanden, wurden die Grenzbesetzungstruppen auf 7100 Mann erhöht. Die Division Ziegler stand im Abschnitt Bodenseegegend—unteres Rheintal, rechts davon die Division Pellizari im obern Rheintal und Graubünden, ein Detachement im Südtessin. Das Hauptquartier befand sich in St. Gallen. Die Truppen hatten hauptsächlich den Uebertritt Aufständischer und die Unterstützung derselben mit Waffen und Munition von unserm Gebiet aus zu verhindern. Die Grenzbesetzung dauerte 7½ Monate und kostete über 1,5 Mill. Franken.

Am Schlusse des Feldzuges fanden wieder Gebietsverletzungen statt, indem Ende November und Anfang Dezember 1809 die Division Lagrange «ohne alle Anzeige durch die Kantone Schaffhausen, Aargau und Basel nach Hause» marschierte.

1813.

Als die Nachricht von der Katastrophe, welche im Winter 1812 über die Heere Napoleons in Russland hereingebrochen war, in der Schweiz bekannt wurde, gab es Kreise, besonders in Bern, die schon den Zusammenbruch der französischen Vormachtstellung und das Ende der «lästigen» und «schmachvollen» Abhängigkeit des Landes von Frankreich kommen sahen. Nun war aber die Lage so, dass einstweilen eine Aenderung im Verhältnis zu Napoleon nicht in Betracht fallen konnte. Es handelte sich nicht einfach darum, «frei» zu werden und das «französische Joch» abzuschütteln, sondern man hatte auf massgebender Seite berechtigte Bedenken gegen eine solche «Freiheitsbewegung». Diejenigen, welche sie herbeiführen wollten, boten keineswegs die Sicherheit, dass nicht einfach die «Herrschaft» gewechselt wurde; denn sie erstrebten die Wiederherstellung der politischen Verhältnisse vor dem Jahre 1798. Es waren Leute, die nichts vergessen und nichts gelernt hatten, denen es in erster Linie darauf ankam, die persönliche Machtstellung wieder zu erhalten. Diese Bestrebungen mussten die Schweiz in die grösste Gefahr bringen; denn bei dem Herannahen der Verbündeten konnten sich diese Anhänger des Alten am Ende verleiten lassen, im Vertrauen auf die Unterstützung von aussen eine Erhebung zu veranstalten, die nicht nur den Bürgerkrieg, sondern auch den Einmarsch der Verbündeten wie der Franzosen zur Folge haben konnte. Dann war die Schweiz wieder der Kriegsschauplatz fremder Heere wie 1798 und 1799; was das bedeutete, war noch in frischer Erinnerung. Jedenfalls war von den durch die Mediation neu geschaffenen Kantonen berechtigterweise der schärfste Widerstand gegen eine Rückkehr in das Untertanenverhältnis zu erwarten.

Da lag es wirklich nahe, dass der Grundsatz der Neutralität als das geeignetste Mittel erschien, unser Land vor neuem Unglück zu bewahren. Je weniger die Schweiz



in diesen Entscheidungskampf der Grossmächte hineingezogen wurde, desto eher war Aussicht vorhanden, beim Friedensschluss wieder die Unabhängigkeit zu erhalten.

Man erkennt, die Lage unseres Landes war nach aussen und im Innern sehr schwierig, und wenn je, so wäre jetzt eine kraftvolle Staatsleitung nötig gewesen. Leider war der damalige Landammann Reinhard den Schwierigkeiten in keiner Weise gewachsen. «Im Grunde war er eine ängstliche Natur, langsam im Erfassen und Entschliessen. Zum Staatsmann fehlte es ihm an weitem Gesichtskreis, an der Fähigkeit, ausgefahrene Geleise mit herzhaftem Entschluss zu verlassen.» Dabei stand er vollständig unter dem Banne des mächtigen Franzosenkaisers, so dass er ohne seine Einwilligung nichts zu tun wagte. Und in dem Gesandten Talleyrand hatte Napoleon einen Vertreter in der Schweiz, der alle Bedingungen eines gewandten Verfechters französischer Interessen erfüllte. So ist es verständlich, dass schon im Januar 1813 dem Verlangen Napoleons nach Vermehrung des Mannschaftskontingents als Ersatz für die erlittenen Verluste ohne weiteres, sogar mit Zwangsmassregeln, entsprochen wurde. Bei dem Eintreffen der Nachricht von dem Anschluss Preussens an Russland hatte alt Schultheiss von Mülinen dem Landammann vorgeschlagen, sofort die Neutralität zu erklären und zwei Bundeskontingente, d. h. 30 000 Mann, bereitzustellen. Einen solchen Entschluss zu fassen, war Reinhard zu viel zugemutet. Als der Minister des Auswärtigen von Paris aus mitteilen liess, «statt an die Aushebung von Kontingenten zu denken, solle die schweizerische Regierung darnach trachten, die kapitulierten Regimenter vollzählig zu machen,» versicherte der erschrockene Landammann, «dass er keinen solchen Schritt tun werde, ohne vorher den Kaiser in Kenntnis zu setzen».

Während des Waffenstillstandes von Poischwitz zwischen Napoleon und den Verbündeten fand vom 7. Juni bis 19. Juli eine Tagsatzung statt. Wer etwa erwartet hatte, dass an dieser Versammlung die Vertreter der Kan-

tone, denen doch in erster Linie die Wahrung der Interessen des Landes zukam, vor allem über die Lage desselben verhandeln werden, wurde bitter enttäuscht. Man sprach von allen möglichen Dingen, wie Heimatschein formularen, Heimatlosen usw., und der Landammann «pries das Werk des Vermittlers, das hoffentlich bis in die spätesten Zeiten dauern werde», aber von der Neutralität durfte auf den Wunsch Talleyrands nichts gesagt werden. Und doch hatte Reinhard am Tage vor dem Schluss der Tagsatzung von der Forderung des französischen Kriegsministers Kenntnis erhalten, dass die Schweiz innerhalb eines Monats durch eine ausserordentliche Rekrutierung 7000 Mann zur Bildung einer Schweizerdivision von 10 000 Mann zu stellen habe. Das Ansinnen wurde damit begründet, dass die Schweiz «als der älteste und treueste Alliierte Frankreichs nicht zurückbleiben dürfe, wenn alle Verbündeten des Kaisers die höchsten Anstrengungen machten, um ihm einen dauerhaften Frieden erkämpfen zu helfen.» Die Schweiz sollte demnach in aller Form an der Seite der Franzosen in den Krieg eintreten. Diese Forderung hätte nun allerdings die Tagsatzung interessieren können, aber Reinhard behielt die Sache für sich und begnügte sich mit der Erklärung gegenüber Talleyrand, die Durchführung des Verlangens müsste einen allgemeinen Volksaufstand zur Folge haben. Als Oesterreich nach Ablauf des Waffenstillstandes sich den Verbündeten anschloss, hielt es Napoleon doch nicht für ratsam, die Schweiz zur Verzweiflung zu treiben.

Am 11. August begannen die Feindseligkeiten wieder. Die Lage Napoleons hatte sich verschlechtert. Reinhard beabsichtigte, eine ausserordentliche Tagsatzung einzuberufen, Talleyrand hielt ihn davon ab mit dem Hinweis, dass der Krieg noch weit von den Grenzen entfernt sei. Dagegen veranlasste er den Landammann, Truppen an die Ostgrenze zu senden, um den Uebertritt von Deserturen aus dem Tirol und dem Veltlin zu verhindern. Reinhard sandte am 4. September drei Bataillone unter



Oberst Ziegler nach Graubünden, welche im Engadin, im Misox und am Splügen, in Maienfeld und im Prättigau die Grenzbewachung durchführten. Diese war nichts weniger als neutral; denn die Ueberläufer wurden den Franzosen ausgeliefert; französische Kuriere und Teile einer Artillerie-Kompagnie liess man ruhig durch Graubünden ziehen.

Inzwischen war die Entscheidung in Deutschland gefallen. Napoleon musste nach seiner Niederlage bei Leipzig (17.—19. Oktober) über den Rhein zurück, die Verbündeten, denen sich Württemberg und Baden anschlossen, folgten zunächst bis an den Rhein. Diese Ereignisse mussten sich auch auf die Schweiz in besonderer Weise auswirken. Sogar der Landammann kam zur Einsicht, dass etwas geschehen müsse. Basel und der Tessin standen im Vordergrund des Interesses; den Schutz Basels hatte Oberst v. Herrenschwand mit 2½ Bataillonen und 2 Scharfschützenkompagnien zu übernehmen. Am 4. November, am Tage des Eintreffens des Hauptquartiers der Verbündeten in Frankfurt am Main, begann dieser schwache Grenzschutz. Bezeichnend ist der Auftrag an Herrenschwand: «Möglichste Sicherung der Grenze gegen jede Verletzung von aussen, Erhaltung der Ruhe im Innern und Einbringung von sichern Nachrichten über militärische Bewegungen in unserer Nähe.» Wichtig war der Tessin; dort standen seit drei Jahren italienische Truppen des Vizekönigs Eugen. Alle Vorstellungen und Bitten um Befreiung von dieser Besetzung waren bisher erfolglos geblieben. Nun war aber die Lage so, dass Napoleon ein neutrales Verhalten der Schweiz in seinem Interesse liegend sah, infolgedessen befahl er am 4. November die Räumung des Tessins, um so den Oesterreichern den Vorwand zu einem Einmarsch in die Schweiz zu nehmen. Glücklicherweise standen schweizerische Truppen unter Oberstlt. Girard bereit, um sofort — bevor die anmarschierenden Oesterreicher zur Stelle waren — den Tessin zu besetzen und dem Lande zu erhalten. Dieses rasche Handeln war

dem Obersten Ziegler zu verdanken, der von Chur aus gleich nach der Schlacht bei Leipzig den Landammann auf die Gefahr aufmerksam gemacht hatte; zugleich war von Oberst Finsler ein genauer Plan ausgearbeitet worden. 3 Kompagnien Freiburger und 2 Kompagnien aus den Urkantonen marschierten über den Gotthard, je eine Kompagnie St. Galler und Schaffhauser über den Lukmanier durch das Bleniotal und 2 Kompagnien St. Galler über den Bernhardin durch das Misox. Diese beiden Bataillone traten ebenfalls unter den Befehl Zieglers. Die Grenzbewachung erstreckte sich von der Luziensteig über Martinsbruck, das Münstertal, Puschlav, Bergell; im Tessin standen Kompagnien in Chiasso, Mendrisio, Ponte Tresa, Lugano und Locarno.

Auf Mitte November war die Tagsatzung einberufen. Reinhard hatte ursprünglich beabsichtigt, um der Neutralitätserklärung Nachdruck zu verleihen, 45 000 Mann aufzubieten. Zur Vorsicht fragte er den französischen Gesandten um seine Meinung. Derselbe war nun mit diesem starken Aufgebot auf Weisung Napoleons nicht einverstanden und erklärte, 15 000 Mann dürften genügen.

Diese Stellungnahme Napoleons ist eigentlich unverständlich, er war folgender Ansicht: «Wenn die Verbündeten die Neutralität nicht achten wollen, so genügt auch das grosse Aufgebot nicht; je mehr die Schweiz Kräfte aufbiete, um so mehr würden die Verbündeten darnach trachten, sie zum Anschluss zu gewinnen.» Nun musste aber gerade eine schwächliche Grenzbesetzung die Verbündeten veranlassen, zum Schaden Frankreichs, durch unser Land zu marschieren, während tatkräftige Massnahmen dies unter Umständen verhindern konnten. Und das lag im Interesse Frankreichs. Reinhard versprach Talleyrand, vor der Tagsatzung das kleine Aufgebot zu vertreten. Diese bezeugte eine erfreuliche «Einigkeit und Entschlossenheit» bei der Erklärung der bewaffneten Neutralität. Man war auch allgemein mit der Ueberzeugung zusammengekommen, dieses Mal müsse die Neutra-



lität kräftig gewahrt werden. Aber die Herren beschlossen, unter der Beeinflussung Talleyrands und Reinhards, es bei einem Aufgebot von 20 000 Mann bewenden zu lassen. Ueber diesen schwächlichen Beschluss war man allgemein enttäuscht; denn das Volk war überzeugt, dass nur ein entschlossenes Handeln den Verbündeten Eindruck machen werde, und man war bereit, bis auf die « äusserste Anspannung aller Kräfte » zu gehen. Ein Aufgebot von 45 000 Mann, und wenn nötig deren Verstärkung, wollte man willig auf sich nehmen. Umsonst waren die Vorstellungen von Herrenschwands und Zieglers gewesen, die den Landammann nachdrücklich auf die Notwendigkeit tatkräftigen Handelns hinwiesen.

Der Befehl über die Grenztruppen wurde wieder General von Wattenwyl übertragen. In Paris und im Hauptquartier der Verbündeten sollten besondere Gesandte die Anerkennung der Neutralität erreichen. Napoleon erklärte sich am 20. November dazu bereit, wenn die Gegner sich ebenso verhielten.

Am Rhein angekommen, mussten sich die Verbündeten entschliessen, wie die Operationen weiterzuführen waren. Bestand der Zweck des Feldzuges, die Vernichtung des Gegners, noch zu Recht, so konnte derselbe durch die Fortsetzung des direkten Vormarsches nach Frankreich am einfachsten erreicht werden. Dieses Vorgehen bot bei der grossen Uebermacht keine Schwierigkeiten. Unterstützt von dem militärischen Berater des Zaren, General Toll, legte Gneisenau, « wohl der beste Kopf im Heere der Verbündeten », einen Plan in diesem Sinne vor. Nun machte sich der politische Einfluss Metternichs geltend, dem es weniger an der gänzlichen Niederwerfung des Gegners gelegen war, als vielmehr « für Oesterreich nach allen Seiten günstige Grenzen zu erlangen. Die Schweiz sollte Oesterreich als Bollwerk und Schild gegen Frankreich dienen. » Das konnte am besten erreicht werden, wenn man in dieses Land einmarschierte und es gründlich « restaurierte ».



Ch. Perron.



Dieser Absicht entsprachen die Bedenken, welche die österreichischen Heerführer gegen einen direkten Einmarsch in Frankreich erhoben. Derselbe schien ihnen mit Rücksicht auf die mangelhafte Ausrüstung der Truppen, den französischen Festungsgürtel und andern Schwierigkeiten nicht ratsam zu sein. Sie erinnerten sich, dass man früher nicht die feindliche Armee, sondern irgendeine strategisch wichtige Gegend als Operationsziel betrachtete. Da war es nach ihrer Ansicht vorsichtiger und sicherer, auf dem Umweg über die Schweiz nach dem Plateau von Langres zu marschieren. Dass so Napoleon Zeit gegeben wurde, seine Kräfte wieder zu sammeln, war für sie nicht massgebend. Am 2. November wurde vom Kriegsrat der Durchmarsch durch die Schweiz beschlossen und der Marsch rheinaufwärts angetreten. Der Graf Capo d'Istria als russischer Bevollmächtigter und von Lebzeltern als österreichischer Bevollmächtigter, hatten am 11. November in geheimer Sendung nach Zürich abzureisen, um «die Schweiz zum Anschluss an die Verbündeten oder wenigstens zur Gewährung des Durchpasses zu bewegen.» Da sie sich auch in Bern über die Verhältnisse erkundigen sollten, kamen sie erst am 21. November nach Zürich, 3 Tage nach der Neutralitätserklärung der Tagsatzung.

Die Verbündeten waren naturgemäss über die für den Grenzschutz getroffenen, mangelhaften und zögernden Massnahmen Reinhards genau unterrichtet, auch seine unentschlossene Haltung und Abhängigkeit von Frankreich kannten sie. Hatte er doch nicht gewagt, weitere Werbungen für Napoleon zu untersagen, die Regimenter aus dem französischen Dienst heimzuberufen und noch am 8. Dezember, angesichts des Aufmarsches der Verbündeten an der Grenze, «die Kantone zur pünktlichen Ablieferung der Rekruten in die französischen Depots» aufgefordert. Da war es denn zu begreifen, dass die Verbündeten kein Vertrauen in die Neutralität der Schweiz



hatten und sich vornahmen, wenn nötig den Durchmarsch mit Gewalt zu erzwingen.

Um diesen möglichst überraschend vornehmen zu können, musste die Schweiz möglichst lange über die Absichten der Verbündeten im unklaren gehalten werden. Schwarzenberg und Metternich hatten aber noch den Widerstand des Zaren Alexander zu überwinden, der sich aus Anhänglichkeit an die Schweiz einem Durchmarsch mit allem Nachdruck widersetzte. Daher musste derselbe, der schon auf den 13. Dezember festgesetzt war, verschoben werden, und Metternich sah sich veranlasst, Reding gegenüber, der mit Escher als Gesandter der Tagsatzung seit dem 3. Dezember im Hauptquartier der Verbündeten weilte, auf Ehrenwort zu versichern, das Gebiet der Schweiz werde nicht betreten werden. Auch dem Zaren hatte er das gleiche Versprechen gegeben; und Schwarzenberg verbot in einem Armeebefehl jegliche Grenzverletzung. Aber Metternich gab seinen Plan nicht auf; er wurde dabei von den landesverräterischen Umtrieben des berüchtigten Waldshuterkomitees unterstützt, so dass er den Kaiser Franz davon überzeugen konnte, dass die Schweizer im Grunde selbst den Einmarsch der Oesterreicher wünschten. Zudem begab sich der Zar in diesen kritischen Tagen auf Besuch zu seinem Verwandten nach Karlsruhe, so dass Schwarzenberg und Metternich freie Hand bekamen.

Wie hatten sich inzwischen die Ereignisse in der Schweiz entwickelt? Der von Oberst von Herrenschwand organisierte Nachrichtendienst hielt Landammann und General sowohl über den Vormarsch der Verbündeten wie über die französischen Massnahmen im Elsass gut auf dem laufenden. Mit einer unverantwortlichen Saumseligkeit und stets französischer Winke gewärtig, bot der Landammann die Truppen nur nach und nach auf, so dass 4 Wochen nach der Neutralitätserklärung der Tagsatzung an der Nordgrenze gegenüber « einer Armee von 200 000 kampfgewöhnten Soldaten 10 000 Milizen » als schwacher

Grenzkordon standen. Aber auch der General vermochte sich nicht durchzusetzen; umsonst wies er auf Grund der eingegangenen Nachrichten auf das Gefährliche der Lage hin und verlangte Verstärkungen. Er und Reinhard liessen sich vollkommen täuschen und in einen besorgniserregenden Optimismus wiegen. Die Entscheidung nahte aber mit raschen Schritten. Am 17. November erhielt von Herrenschwand von dem österreichischen Generalquartiermeister Langenau eine Einladung zu einer Konferenz am 19. Dezember in Lörrach. Dieser benachrichtigte sofort den General — das Hauptquartier war in Aarau — der ihm die Vollmacht zu Unterhandlungen erteilte. Der österreichische Heerführer eröffnete von Herrenschwand, dass die Verbündeten durch die Schweiz marschieren würden und sie von dem französischen « Joche » befreien wollten. In der bitteren Erkenntnis der eigenen Machtlosigkeit musste der Vertreter des Generals die Freigabe der Grenze zugestehen, wobei er wenigstens den ungestörten Rückmarsch der Bewachungstruppen erreichte. Derselbe erfolgte zunächst hinter die Aare; Ende Dezember waren sie wieder zu Hause. Mit Recht waren viele Offiziere und Soldaten empört über diesen Ausgang, manche zerschlugen ihre Waffen, und verschiedene Kompagnien liefen einfach auseinander. Als Oberst Guigner von Prangins, der in Eglisau stand, von dem Adjutanten Hauser die Mitteilung von dem Rückzug erhielt, erklärte er, der General habe ihm aufgetragen, die Neutralität zu verteidigen, « bis ich einen andern Befehl empfangen, kann ich nur meine Pflicht erfüllen und meine persönliche Ehre retten, nachdem diejenige meines Vaterlandes vernichtet worden ist. » Als dann dieser aus dem Hauptquartier eintraf, zerbrach Guigner seinen Degen und warf die Stücke in die Fluten des Rheins.

So hatten Schwäche und Mangel an Einsicht und Selbstvertrauen wiederum die Ehre unseres Landes verdunkelt und ihm Schaden verursacht; denn wenn auch die Verbündeten keine Gewalttätigkeiten verübten wie



die fremden Heere in den Jahren 1798 und 1799, so brachte doch der Durchzug der 6 Kolonnen aus der Linie Basel—Schaffhausen über den Jura und bis nach Genf durch Einquartierung, Fuhrleistungen, Fouragelieferungen und besonders durch Einschleppung von Seuchen grosse Lasten und Schädigungen. Möge diese Grenzbesetzung von 1813 stets als ein warnendes Beispiel in der Erinnerung unseres Volkes und seiner Führer festgehalten werden.

#### 1815.

Die Ereignisse und die Massnahmen der Schweiz bei Anlass der Grenzbesetzung von 1815 können nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn wir uns die politischen Verhältnisse und ihre Entwicklung nach dem Durchmarsch der Verbündeten Ende 1813 und im Januar 1814 vergegenwärtigen. Diese Grenzbesetzung ist zudem für die Entwicklung unseres Wehrwesens so wichtig gewesen, dass eine eingehendere Darstellung am Platze ist.

Der angesehene Rechtsgelehrte Prof. Hilty hat auf Grund seiner grossen Lebenserfahrung und seiner gründlichen Kenntnisse gerade dieses Zeitabschnittes unserer Geschichte das Wort geprägt: «*Providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur.*» Dieser Ausspruch passt besonders auf die Jahre 1814 und 1815. Zu rasch war 1798 der Zusammenbruch erfolgt, um das Alte vollständig verschwinden zu lassen; äusserlich hatte man geändert, aber innerlich war manches geblieben, und zu wenig lang hatte die Mediation gedauert, um die Volksgemeinschaft ganz zu durchsetzen. Sobald nun Napoleon, der die Eidgenossen mehr oder weniger zu einer Zusammenarbeit gezwungen hatte, seine Machtstellung verlor, mussten die alten Gegensätze wieder von neuem beginnen, wobei der Einfluss der Feinde des Franzosenkaisers die Unabhängigkeit der Schweiz in gleicher Weise beeinträchtigte, so dass diese einfach andere Herren erhalten hatte. Bei dem Mangel einer starken Bundesgewalt wirkten sich die innern

Kämpfe in den Kantonen aus. Und da entstanden gar manche «*confusiones*», hie «*alte Schweiz*», hie «*neue Schweiz*», so tönte es durch das Land. Am 19. Januar 1815 droht Schwyz der Tagsatzung kurzerhand mit dem Kriege, wenn Uznach ihm nicht zugesprochen werde; Bern, die Waadt, der Aargau, Freiburg und Solothurn treffen im Februar regelrechte Kriegsvorbereitungen gegeneinander; gleichzeitig versuchen Schwyz und Nidwalden, Uri zum Abfall von der Tagsatzung zu bewegen und einen «*Dreiländerbund*» zu gründen, also mit der Eidgenossenschaft von vorne anzufangen; dann das Verlangen verschiedener Kantone nach der Wiederherstellung der Untertanenländer, das zeigt wirklich eine innere Zerrissenheit, welche die grössten Gefahren in sich barg.

Und doch wäre gerade jetzt eine Einheit nötig gewesen, denn auf dem Wiener Kongress, der die staatlichen Verhältnisse Europas neu ordnen sollte, musste sich auch das künftige Schicksal der Schweiz entscheiden. Nun war allerdings im Art. V des Vertrages vom 30. Mai 1814, der den Pariser Kongress beendet hatte, gesagt worden, dass «*die Schweiz unabhängig sein und sich als solche auch weiterhin selbst regieren solle*», aber daneben waren auf dem nachfolgenden Kongress in Wien noch manche Fragen betreffend Neutralität, Grenzen usw. endgültig zu regeln. Da war es nicht gleichgültig, welche Verhältnisse in unserem Lande herrschten, wenn man auf die Achtung der Mächte Anspruch machen wollte.

Wie schon mehr als einmal in unserer Geschichte, hat eine äussere Gefahr die Schweizer zur Besinnung und ihre Vereinigung zustande gebracht. Der österreichische General Bubna meldete von Genua aus der Genfer Regierung die Rückkehr Napoleons von Elba, seine Landung bei Antibes und sein Vordringen bis Grenoble. Mit bemerkenswerter Raschheit sandte diese sofort einen Boten nach Zürich; denn Genf schien in erster Linie bedroht. Am 10. März 1815, abends 9 Uhr, traf die Nachricht bei dem Präsidenten der Tagsatzung, von Wyss, ein, mit der Bitte



um Hilfe. Noch am gleichen Abend fand eine Besprechung mit dem Kanzler Mousson, dem Präsidenten der Militärkommission, Finsler, und Monod, dem Landammann der Waadt, statt. Um nichts zu versäumen, beschloss man, sofort zwei Waadtländerbataillone mit zwei Artilleriedivisionen (Batterien) nach Genf zu senden. Um Mitternacht reiste Monod ab, damit in der Durchführung dieser Massnahme keine Verzögerung eintreten sollte. Am nächsten Morgen trat die Tagsatzung zusammen. «Es war, als ob plötzlich alle Zwietracht, alles Misstrauen in der gemeinsamen Sorge um das Vaterland ausgelöscht sei.»

Mit Einstimmigkeit wurde beschlossen, 15 000 Mann bereitzuhalten und den Obersten Finsler als eidgenössischen Repräsentanten nach der Westschweiz zu senden. Als dieser meldete, dass Napoleon Fortschritte machte, beschloss man am 15. März, das ganze Kontingent, 30 000 Mann, bereitzustellen. Das entsprach der allgemeinen Lage; denn die Schweiz musste imstande sein, wenn sich «der Bürgerkrieg in Frankreich den Grenzen nähern sollte», ihr Gebiet zu schützen. Es ist bezeichnend, dass bei diesen Beschlüssen der Tagsatzung der Ausdruck Neutralität vermieden wurde, sondern sie bezweckten, «alle Gefahr von den Grenzen fernzuhalten». Das ist zu begreifen; denn eine Neutralität, wie sie die Eidgenossenschaft bisher zu handhaben bestrebt gewesen war, erschien in dem vorliegenden Falle als undurchführbar. Ja, man musste sogar gewärtigen, dass die Verbündeten, die am 13. März in Wien beschlossen hatten, Napoleon, «den Feind und Störer der Ruhe der Welt» ein für allemal «unschädlich» zu machen, bei diesem Feldzug auch die Mitwirkung der Schweiz verlangen werden. Waren die Kantone einig gewesen mit der raschen Aufstellung von Truppen, so gingen die Ansichten um so mehr auseinander bei der Beurteilung der «Neutralität» und wie weit man den Verbündeten entgegenkommen wollte. Das bedingte naturgemäss Unstimmigkeiten und eine gewisse schwankende Unentschiedenheit der Tagsatzung.

Inzwischen waren die Truppen des ersten Kontingents eingerückt. Die Mobilmachung ging langsam und mühsam vor sich. Bei einigen Kantonen fehlte es an Munition und Ausrüstung. Dank der Tatkraft Finslers konnten doch einige Tausend Mann an die Grenze gestellt werden. Am 20. März erfolgten die Wahl des Generals durch die Tagsatzung und zugleich der Beschluss, die zweite Hälfte des Bundeskontingentes nun aufzubieten. Die Lage der Schweiz erhellt aus der Tatsache, dass an der betreffenden Sitzung, trotz des Gesetzes, dass nur ein Schweizer zum General ernannt werden dürfe, auch der Prinz Wilhelm von Preussen und der Prinz Eugen von Württemberg vorgeschlagen wurden. Aber das wollte man denn doch nicht, und so wurde der Glarner Franz von Bachmann gewählt. Derselbe war 1740 in Näfels geboren, stammte aus einer angesehenen Soldatenfamilie, stand von seinem sechzehnten Jahre an in fremden Diensten, hauptsächlich in Frankreich, auch in Sardinien, seiner Herkunft und Gesinnung nach stand er in den Reihen der Freunde des Alten, konnte demnach den Verbündeten genehm sein. Bachmann verfügte über Kriegserfahrung und hatte sich bewährt, immerhin war er 75jährig und übelhörig. Bei seiner Wahl befand er sich in Paris, wohin ihn Ludwig XVIII. zur Bildung eines Garderegiments berufen hatte. Er hatte Bedenken, die Wahl anzunehmen, «und gestand nachher, dass er von den Verwicklungen dieser Stellung noch keine Ahnung gehabt habe». In der Instruktion für den General wurde festgesetzt, dass ohne Befehl der Tagsatzung eine Grenzüberschreitung nicht stattfinden dürfe.

Bachmann erkannte am besten als erfahrener Berufssoldat die mangelhafte Ausbildung bei manchen Kontingenten, die eine aktive Verwendung der Truppen einstweilen ausschloss. Man benützte daher die Zeit, die bis zur Kriegsbereitschaft der Mächte blieb, eifrig «zur Uebung der Truppen im Wacht- und Felddienst». Auch die Ausrüstung und Organisation erfuhren nachgerade eine bemerkenswerte Besserung. So sprachen sich die



Vertreter der Verbündeten im Hauptquartier Bachmanns lobend über diese Milizen aus.

Am 23. April standen an der Westgrenze zwei Divisionen und eine Reservebrigade in folgender Aufstellung: 1. Division (Gady) Hauptquartier Aubonne, im Abschnitt Genf-Lac de Joux; 1. Brigade (4 Bataillone, 2 Scharfschützenkompagnien, 2 Artilleriedivisionen, 1 Kompagnie Jäger zu Pferd) Hauptquartier Nyon; 3. Brigade (3 Bataillone, 1 Artilleriedivision, 1 Husarenabteilung) Hauptquartier Rolle; 5. Brigade (3 Bataillone, 2 Artilleriedivisionen) Hauptquartier Orbe; 8. Brigade (2 Bataillone, 1 Scharfschützenkompagnie, die Truppen von Genf) in Genf.

Die 2. Division stand, da der Kommandant noch nicht ernannt war, unter dem direkten Befehl des Generals; zu ihr gehörten: 2. Brigade (5 Bataillone, 4 Scharfschützenkompagnien, 1 Artilleriedivision, 1 Dragonerkompagnie) im Fürstentum Neuenburg; 4. Brigade (7 Bataillone, 3 Scharfschützenkompagnien, 1 Artilleriedivision) im Bistum Basel, ohne den unterhalb Delsberg liegenden Teil, Hauptquartier Tavannes; 6. Brigade (5 Bataillone, 1 Scharfschützenkompagnie, 3 Artilleriedivisionen) im Kanton Basel, in Dornach und im Birstal bis Delsberg hinauf, Hauptquartier Basel; 7. Brigade als Reservekorps (4 Bataillone, 1 Artilleriedivision) im Kanton Solothurn und umliegendem Gebiet, Hauptquartier Olten; 9. Brigade, ebenfalls unter dem Befehl des Generals (7 Bataillone, 2 Scharfschützenkompagnien, 1 Artilleriedivision) bei dem Armeehauptquartier in Bern. An der Südgrenze standen im Tessin 2 Bataillone.

Diese Aufstellung entsprach dem richtigen Kordonssystem und stellte « ein schwaches Gewebe » dar. Das passte nun dem erfahrenen Bachmann ganz und gar nicht; denn für die Abwehr eines allfälligen Angriffs war sie geradezu gefährlich. Er vereinigte daher die Armee in 3 Gruppen: Linker Flügel, 1. Division, bei Orbe und Yverdon, in die Mitte kam die 2. Division bei Murten und Aarberg, teilweise in Barackenlagern bei Kerzers und Kall-

nach, den rechten Flügel bildete eine dritte Division zwischen Solothurn und Liestal. An der Grenze selbst blieben nur « Avertissementsposten ». So war es möglich, rechtzeitig mit genügend Kräften zur Stelle zu sein, auch bei Genf und Basel konnte man am zweiten Marschtag eintreffen. Um eine rasche Nachrichtenübermittlung sicherzustellen, wurde zudem von Genf bis Basel ein Signaldienst eingerichtet. Jenseits der Grenze, im Abschnitt Pays de Gex-Dauphiné, befand sich die « Alpenarmee » (23 000 Mann) unter Marschall Suchet, im Abschnitt Basel-Fort de l'Ecluse stand das « Observationskorps des Jura » unter Marschall Lecourbe, mit 8400 Mann, der in der Schweiz einen Kundschafterdienst einrichtete.

Zur Ergänzung der Organisation des Heeres gehörte auch die Ernennung der Kommandanten der 2. Division, Oberst Füessli, und der 3. Division, Oberst d'Affry, sowie die Bildung eines eigentlichen Armeestabes. Dabei ist besonders die Wahl des Freiburgers Generalmajor von Castella zum Generalstabschef mit dem Rang eines zweiten Oberbefehlshabers zu erwähnen. Derselbe hatte ebenfalls seit seinem 16. Jahre Fremddienste geleistet, als Oberst im 2. Schweizerregiment Napoleons hatte er an den Feldzügen in Spanien, Russland und Sachsen teilgenommen und sich ausgezeichnet. Also auch ein kriegserfahrener Mann, der « aber weniger die Heimat als seine Karriere in Frankreich im Auge hatte ». Er war 1815 im Alter von 48 Jahren.

Eine massgebende Persönlichkeit war der « Oberstquartiermeister und Geniechef » Oberst Finsler. Im Gegensatz zu den beiden Erstgenannten, hatte er keine Dienste in der Fremde geleistet, dafür mehr dem eigenen Lande. Aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, hat er sich schon frühe der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt und auch für die Verbesserung des Wehrwesens als gründlicher Kenner desselben tatkräftig gewirkt. Mit 33 Jahren war er 1798 Finanzminister im Direktorium der Helvetik, seit 1804 Oberstquartiermeister. 1814 arbeitete



er einen « Bericht an die h. Tagsatzung über die eine für die Schweiz wünschenswerte Militärgrenze » aus, der viel Beachtung fand. Dass dieser « selbstbewusste » Milizoffizier mit Bachmann nicht auf gutem Fusse stand, war zu bedauern, aber begreiflich; denn der selbständige und entschlossene Finsler konnte dem oft schwankenden und von seiner Umgebung abhängigen General nicht immer beipflichten. Er beschränkte sich daher auf die Arbeiten der Mobilmachung und der Ausrüstung der Truppen und sollte die Korrespondenz mit der Tagsatzung führen. Nebenbei sei bemerkt, dass er bei der Wahl des Generals als « der gegebene Mann » betrachtet wurde, aber mit « Rücksicht auf Bern » verzichten musste.

Es muss noch eine Persönlichkeit genannt werden, welche im Hauptquartier Bachmanns ihren Einfluss geltend machte. Am 25. April war als Bevollmächtigter Schwarzenbergs und Metternichs der Generalmajor von Steigentesch in Zürich eingetroffen, um « zwischen Oesterreich und der Schweiz ein militärisches Einvernehmen herzustellen ». Er sollte eine recht umfangreiche Tätigkeit entfalten: Die Schweiz zur Mitwirkung bei dem Feldzug gegen Napoleon veranlassen, die Verbindung zwischen den Armeen am Oberrhein und in Italien herstellen, Befestigungsanlagen bei St-Maurice und im Jura in Aussicht nehmen, einen ausgedehnten Nachrichtendienst einrichten usw.; am wichtigsten für uns konnte der geheime Auftrag Schwarzenbergs an Steigentesch werden, zu versuchen, das Kommando über die schweizerische Armee zu erhalten. Dieser sah aber bald ein, dass man ihm zu viel zugemutet hatte; er beschränkte sich darauf, gelegentlich gute Ratschläge zu erteilen, wobei auch etwa Anmassungen seinerseits zurückgewiesen werden mussten, wie z. B. sein Verlangen, den Obersten von Sonnenberg von seinem Posten in Genf abzuverufen. Im übrigen hat Steigentesch keinen entscheidenden Einfluss ausgeübt, aber die Anwesenheit dieses fremden « Bevollmächtigten » im eidgenössischen Hauptquartier mochte zuweilen mit gemischten

Gefühlen empfunden worden sein. Im Gegensatz dazu hielt sich der Vertreter des englischen Gesandten beim Armeekommando, Oberstleutnant Leake, sehr zurück und begnügte sich mit der Rolle eines « anspruchslosen, aufmerksamen Beobachters ».

Doch auch die eigenen Landsleute erschwerten Bachmann seine Aufgabe. Infolge der erwähnten Vereinigung der aufgebotenen Truppen in drei Gruppen mehr im Innern des Landes fühlten sich die Grenzkantone benachteiligt und den Einfällen französischer Truppen ausgesetzt. Nun waren diese nicht stark genug, um eine wirkliche Gefahr für das Land zu bilden, aber immerhin war ihnen ein Handstreich zuzumuten. So verlangten Basel und Genf angemessene Besatzungen, welche ihnen von der Tagsatzung bewilligt wurden. Das war nun ein schwerer Eingriff derselben in die Befugnisse des Generals, der gewiss allein für die Verteilung der Truppen zuständig war; mit Recht verbat er sich diese Einmischung.

Auch Kantonsregierungen scheinen sich vor unzulässigen Eigenmächtigkeiten nicht gescheut zu haben. So verliess Mitte Mai die Brigade Schmiel auf Veranlassung ihrer Regierung die Stellung am Hauenstein, um bei dem Anmarsch der Oesterreicher nach dem Fricktal zu marschieren. Ein energisches Eingreifen Bachmanns stellte die Ordnung wieder her.

Um allen Anforderungen — genügenden Grenzschutz und « ein Armeekorps im Innern » aufzustellen — gerecht werden zu können, verlangte der General neue Aufgebote, um die Armee auf 60 000 Mann zu bringen. Als die Tagsatzung mit Rücksicht auf den Mangel an Waffen, Ausrüstung und Geldmitteln zögerte, drohte Bachmann mit seiner Entlassung. So beschloss die Tagsatzung am 29. Mai, 16 000 Mann Reserven unter die Waffen zu rufen. In Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse war das tatsächlich das letzte mögliche Aufgebot. Zahlenmässig hätte damit die Armee einen Bestand von 48 000 Mann erreichen sollen. Er war aber nie so hoch, da den meisten Kantonen



es auch mit dem besten Willen nicht möglich war, ihre Kontingente vollzählig aufzustellen. Immerhin zählte die Armee am 4. Juli 40 600 Mann, 2870 Pferde mit 118 Geschützen. Mit Recht urteilt Oechsli folgendermassen:

« Es war dies eine Zahl, wie sie die Eidgenossenschaft noch nie zusammengebracht hatte, und jedenfalls eine achtungswerte Leistung für ein Land, das der Welt noch eben den Anblick völliger Zerrüttung dargeboten hatte. Wenn die militärische Anstrengung von 1815 weiter nichts genützt hätte, so diente sie doch dazu, die Schweiz aus der tiefen Missachtung, in die sie durch eigene und fremde Schuld gefallen war, zu erheben und ihr wieder eine Stellung in der europäischen Staatenwelt zurückzugeben.»

Das tatsächliche Verhältnis, in dem die Schweiz zu den Verbündeten stand, zeigte sich in der « Konvention vom 20. Mai 1815 », die nach langen Verhandlungen zwischen ihnen und der Tagsatzung geschlossen wurde. Nach derselben erklärt die Eidgenossenschaft im Artikel 1 ihren Beitritt zum « System der Alliierten und ihre Mitwirkung nach Massgabe ihrer Kräfte bis zur Erfüllung des Zweckes der Allianz ». Sie sollte lediglich die Verteidigung ihrer Grenzen durch genügende Kräfte sicherstellen, « um jede den Verbündeten nachteilige Operation von dieser Seite zu verhindern ». Als Gegenleistung wollten die Mächte beim Friedensschluss die Interessen der Eidgenossenschaft im Sinne der « auf dem Wiener Kongress am 20. und 29. März zugesicherten Vorteile » betreffend Anerkennung der ewigen Neutralität wahren. Sollte ein Durchmarsch notwendig werden, würde man bei der Tagsatzung um die Erlaubnis einkommen und jedenfalls keine « Militärstrassen, Spitäler oder lästige Depots » auf schweizerischem Boden errichten.

Diese von den Mächten erzwungene Uebereinkunft musste naturgemäss von Napoleon als Kriegserklärung betrachtet werden. Da aber die Hauptentscheidung in Belgien zu fallen schien, wo sich der Kaiser gegen die Engländer und Preussen wandte, waren an unserer Grenze

zunächst keine Operationen zu erwarten; denn zu den obenerwähnten französischen Truppenkorps war nur eine « Rheinarmee » unter General Rapp, etwa 25 000 Mann, sowie einige Verstärkungen bei Lecourbe gekommen, denen gegenüber standen die österreichische Hauptarmee am Oberrhein von Mannheim bis zum Bodensee in der Stärke von über 200 000 Mann, dann die 40 000 Schweizer und 85 000 Oesterreicher und Sardinier in Oberitalien. Nach dem am 6. Juni im österreichischen Hauptquartier in Heidelberg beschlossenen Operationsplan sollte die Hauptarmee am 25. Juni bei Basel den Rhein überschreiten, gleichzeitig sollten 50 000 Mann über den Simplon gegen Lyon vordringen. Wenn diese bei Genf eingetroffen sein würden, sollte die Belagerung Belforts beginnen.

Inzwischen war am 18. Juni bei Waterloo durch die Niederlage Napoleons die Entscheidung gefallen. Am 25. Juni schlug Lecourbe dem Kommandanten der eidgenössischen Truppen in Basel, Oberst d'Affry, einen Waffenstillstand vor. Man hätte nun erwarten dürfen, dass diesem Vorschlag wenigstens Beachtung geschenkt wurde. Bachmann hatte aber andere Absichten; es lag ihm ferne, an die Möglichkeit zu denken, bald die Truppen wieder zum Teil entlassen zu können. Lecourbe erhielt keine Antwort. Schon lange hatte man sich im eidgenössischen Hauptquartier, wohl unter dem Einfluss Steigenteschs, mit dem Gedanken vertraut gemacht, mit den Oesterreichern nach Frankreich einzumarschieren. Nun waren diese am 26. Juni — einen Tag verspätet — bei Basel über den Rhein gezogen, und da sollte man zurückbleiben? Am gleichen Tage verlangte Bachmann von der Tagsatzung die Erlaubnis zur Grenzüberschreitung. Er wies darauf hin, dass die Schweiz jedenfalls sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe, durch aktive Unterstützung der Oesterreicher sich die Grundlagen für vorteilhafte Friedensverhandlungen zu schaffen. Diese Erwägungen mochten ihre Berechtigung haben; denn es handelte sich für die Schweiz noch um verschiedene Grenz-



festsetzungen, die für sie wichtig waren, aber man musste sich doch in erster Linie fragen, ob für einen solchen Einmarsch in Frankreich die dazu nötigen Voraussetzungen auch vorhanden waren. Das war nun kaum der Fall. So fehlte es vor allem an der Organisation eines Dienstes hinter der Front, um im fremden Lande einen richtigen Rück- und Nachschub sicherzustellen. Auch der innere Halt der Truppen und die Zusammenarbeit in grössern Verbänden hatten noch nicht überall genügend gefestigt und gefördert werden können. Es war zu begreifen, wenn viele den Nutzen einer weitem Aktion nicht einsehen konnten, nachdem die Gefahr für das Land beseitigt war. Von einer allgemeinen Begeisterung konnte daher keine Rede sein. Dieses psychologische Moment war nicht unwesentlich, und seine Nichtbeachtung hat schwere Folgen gehabt.

Die «Diplomatische Kommission» verhielt sich dem Vorschlag Bachmanns gegenüber ablehnend. Da wurde am 28. Juni Basel von dem französischen Hüningen aus beschossen; wenn auch die 20 Bomben mehr Schrecken als Schaden verursachten, so kam dieser Vorfall Bachmann sehr gelegen; denn er konnte nun zur «Rache» auffordern. Am 29. Juni erliess er einen Armeebefehl, der bezeichnenderweise mit folgenden Worten schliesst:

«Soldaten! Rüstet Euch, die Urheber des Unrechts zu strafen; wir müssen dafür sorgen, dass kein anderer Teil unserer Grenze von einem treulosen Feinde könne heimgesucht werden. Gedenket des Einfalls von 1798! Die Abscheulichkeit der Beschiessung einer Stadt ohne Belagerung, ohne Anzeige, ohne Veranlassung, ist eine Wiederholung der nämlichen Treulosigkeit. Wir müssen einen solchen Feind ausser Stand setzen, uns zu schaden. Darum, Kameraden! Rüstet Euch zum Streit für Recht und Ehre, für Freiheit und Vaterland.»

Ferner wurde die Vereinigung der drei Divisionen d'Affry, Füessli und Gady in der Linie Biel-Neuenburg-Yverdon vorbereitet, mit der Mitteilung an die österreichi-

sche Heeresleitung, in drei Tagen würden etwa 25 000 Mann «bereit» sein.

Man hat Bachmann wegen seines Einmarsches in Frankreich scharf getadelt, nach einigen Darstellungen hätte er ihn gegen den Willen der Tagsatzung unternommen und diese vor eine geschehene Tatsache gestellt, so dass ihr Einspruch zu spät gekommen sei. Ohne das Vorgehen des Generals rechtfertigen zu wollen, muss gleicherweise doch erwähnt werden, dass diese Beurteilung nicht durchwegs den geschichtlichen Tatsachen entspricht. Der erwähnte Armeebefehl vom 29. Juni überraschte allerdings die Tagsatzung, die am 1. Juli dazu Stellung nahm. Der General erhielt die Weisung, unter keinen Umständen einen «Offensivkrieg» zu beginnen, im übrigen sei er nicht «ängstlich an die Grenze gebunden». Bachmann fühlte den Tadel und wollte nun gleich die Demobilmachung der Truppen vorschlagen. Auf Zureden Finslers unterliess er diesen Schritt. Als dann am 28. und 29. Juni französische Freikorps die Dörfer Boncourt, Bure und Chevenez in der Ajoie besetzten, am 2. Juli Teile des Zürcher Bataillons Füessli, «unterstützt von einigen Berner Geschützen und 30 österreichischen Husaren» bei Damvant 500 Franzosen (Infanterie und Kavallerie) abweisen mussten und Steigentesch der Tagsatzung schriftlich die Besetzung des Pays de Gex nahelegte, gestattete diese am 3. Juli dem General, «Stellung auf französischem Boden zu nehmen». Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Division Gady am 4., die Division Füessli am 7. und d'Affry erst am 8. Juli die Grenze überschritten. Die Einnahme des Schlosses Blamont durch drei Kompagnien des Bataillons Füessli am 3. Juli unter dem Befehl des eidgenössischen «Vorpostenkommandanten» Oberst Gatschet fällt hier nicht in Betracht, da das Unternehmen lediglich die Vergeltung des Angriffes der Franzosen am Tage vorher auf Damvant darstellte. Der General hatte demnach die Erlaubnis zum Einmarsch in Frankreich.



Derselbe muss aber trotzdem als zwecklos und als ein bedauerlicher Missgriff bezeichnet werden. Wenn behauptet wird, General Bachmann habe geglaubt, damit « der Schweiz bei den Friedensverhandlungen einen ehrenhaften Platz zu sichern », wie aus seinem Vorschlag vom 26. Juni an die Tagsatzung hervorgeht, so war gegen diese Absicht nichts einzuwenden. Aber der Weg, den er zur Erreichung dieses guten Zweckes einschlug, war nicht der richtige. Er wollte sich nicht mit der Besetzung einiger naher Grenzgebiete begnügen, sondern hatte sich die Einnahme von Besançon zum Ziel gesetzt; denn das sei gleich Hünigen — wie er am 9. Juli an die Tagsatzung schrieb — eine « Zwingburg », die beseitigt werden müsse. Dieser Vergleich war nun in der Tat sonderbar; denn so sehr die Bezeichnung für Hünigen, hart vor den Toren Basels, passte, so wenig konnte sie für das 50 km von der Grenze entfernte Besançon in Betracht fallen. Rein militärisch betrachtet, war das Unternehmen nicht sehr gefährlich, und nach einigen Tagen konnte man vor der « Zwingburg » erscheinen, deren Besatzung von 4000 Mann, unter Marschall Jourdan, am Ende auch noch zu bezwingen war, aber die tatsächlichen Verhältnisse bei der eigenen Armee, wie sie oben erwähnt worden sind, mussten doch bei Bachmann die grössten Bedenken erregen.

Sollte der General der Meinung gewesen sein, durch « Mitmachen » mit den Oesterreichern sich deren Unterstützung bei den Friedensverhandlungen zu sichern, so kann ihm auch in diesem Punkte nicht beigepllichtet werden. Mit der Entscheidungsschlacht bei Waterloo war der Feldzug beendet, und zwar ohne direkte Mitwirkung der Oesterreicher, man musste sich daher fragen, ob eine Begleitung derselben nach Frankreich hinein — etwas anderes war es nicht — irgendeinen Einfluss auf die Friedensverhandlungen ausüben werde und einen Zweck habe. Doch wohl kaum.

Nicht zu verstehen ist der erwähnte Armeebefehl Bachmanns vom 29. Juni. Für was sollten über 20 000 Eidge-

nossen in einem hauptsächlich nur von Freischaren besetzten Lande « Rache » nehmen? Für eine kurze Beschiessung Basels, die keinen Schaden angerichtet hatte und von der Erzherzog Johann, der wenige Tage vorher die Belagerung von Hünigen begonnen hatte, am 3. Juli an Pictet de Rochemont schrieb, « er habe ein Mittel gefunden, um dem Barbanègre (Kommandant von Hünigen) diesen Spass zu verleiden! Und dass der Einmarsch nach Frankreich ausgerechnet eine Vergeltung für 1798 sein sollte, bezweifelten wohl viele, besonders die Truppen der neuen Kantone. Jedenfalls war dieser « Rachezug » nicht sehr grausam gedacht; denn Bachmann schärfte den Truppen ein, « sich als Freunde der Einwohner zu betragen und sich bei strenger Strafe jeder Misshandlung, jeder Forderung zu enthalten. »

Für den Vormarsch gegen Besançon wurden die 2. und 3. Division bestimmt. Die letztere bildete den rechten Flügel und hatte aus der Umgebung des Bielersees über Les Bois-Noirmont die Grenze zu überschreiten, sie zählte in 3 Brigaden 17 Bataillone, und in 3 Artilleriedivisionen 18 Geschütze. Die 2. Division marschierte als linker Flügel aus dem Kanton Neuenburg über La Chaux-du-Milieu gegen Morteau. Zum Schutze der linken Flanke dieser Angriffgruppe hatte die 1. Division (18 Bataillone in 4 Brigaden und 28 Geschütze in 5 Artilleriedivisionen) aus der Gegend von Yverdon über Ballaigues-Jougne gegen Pontarlier zu marschieren und sich des Fort de Joux, südlich dieser Ortschaft, zu bemächtigen, bei weiterem Vorrücken der 2. und 3. Division gegen Besançon hatte sie deren Rücken zu decken. 9 Bataillone und 6 Artilleriedivisionen blieben als Reserve unter Oberstquartiermeister Finsler im Raume Bern-Solothurn-Biel-Aarberg zurück, Genf hatte eine Besatzung von 3 Bataillonen und 2 Artilleriedivisionen unter Oberst v. Sonnenberg, in Basel standen 4 Bataillone und 1 Artilleriedivision unter Oberst Lichtenhahn, im Tessin 3 Bataillone. Das Hauptquartier war in Neuenburg.



Das Ueberschreiten der Grenze geschah unter verschiedenen Umständen; während die Truppen der 2. Division (Füessli) am 7. Juli « mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel » von La Chaux-du-Milieu gegen Morteau marschierten, kam es am 8. Juli bei der Brigade Schmiel der 3. Division (d'Affry) in der Gegend von Les Bois und Noirmont zu einer schweren Meuterei. Die Leute verweigerten den weitem Vormarsch, « da die Tagsatzung versprochen habe, sie ausschliesslich für die Verteidigung der Grenze zu gebrauchen ». Der Kommandant liess sich leider verleiten, mit der Aufforderung « Freiwillige vor » die Meuterer zur Pflicht zurückzuführen, und bestärkte naturgemäss damit diese in ihrer Widersetzlichkeit. Das Appenzeller und ein St. Galler Bataillon traten sogar den Rückmarsch an, die übrigen bezogen eigenmächtig im St. Immortal Unterkunft. Das energische Eingreifen Finslers, der die Uebergänge über die Zihl und Aare mit geladenen Geschützen sperren liess, stellte die Ordnung wieder her. Die Appenzeller wurden in Biel zum Gehorsam zurückgeführt, und das St. Galler Bataillon musste die Waffen abliefern. Die andern gaben den Widerstand ebenfalls auf und wurden der Division nachgeschickt, wobei es allerdings zu zahlreichen Desertionen kam. Das Zürcherbataillon Küenzli und eine Waadtländer Scharfschützenkompanie hatten trotz aller Drohungen der Meuterer ihre Soldatenehre gewahrt. In einem Armeebefehl vom 15. Juli wies General Bachmann unter Nennung der schuldigen Bataillone auf das « höchst strafbare Vergehen gegen Eid und Pflicht hin », löste die Brigade Schmiel auf, setzte die fehlbaren Truppen auf Halbsold und verteilte sie auf die andern Brigaden. Ferner überwies er die Fehlbaren einem eidgenössischen Kriegsgericht, das am 21. Juli in Bern zusammentrat und eine strenge Untersuchung durchführte. Bis zum 24. Februar 1816 wurden 105 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten mit « Ketten-, Zuchthaus- und Gefängnisstrafen, Eingrenzung und Degradation » bestraft.

Der Vormarsch der 1. Division erfolgte befehlsgemäss; das Fort de Joux ergab sich am 5. Juli. Im übrigen waltete über dem ganzen Unternehmen, abgesehen von den eben geschilderten Ereignissen, ein Unstern. Kaum waren die Truppen jenseits der Grenze, versagte der Verpflegungsdienst. Nun sind die Eidgenossen in der Magenfrage stets etwas empfindlich; die Leute litten Hunger, in den armen Juradörfern war auch nicht viel zu holen, so dass bei einigen Truppenteilen Ausschreitungen, Plünderungen usw. vorkamen. Hauptmann A. von Muralt, der in einem Bataillon der 1. Brigade der 1. Division diente, schreibt in seinen Erinnerungen folgendes:

« Sobald wir den eigenen Boden verlassen hatten, war die Verpflegung so schlecht und ungenügend, dass man förmlich hungerte. Ich meldete mich beim Brigadier von Graffenried und machte mich anheischig, die Brigade mit den nötigen Lebensmitteln zu versehen, wenn er mir hierzu vollständig freie Hand lasse. Mein Vorschlag wurde angenommen, und ich formierte nach dem Muster der französischen Kriegführung kleine Truppenabteilungen zum Marodeurdienste, durch welchen ich die ganze Brigade ernährte, bis wir im Juli hinter unsere Grenzen zurückgingen. »

Dazu kamen Unstimmigkeiten zwischen der Armeeleitung und Unterführern, besonders den Waadtländern, welche doch mit ihren Truppen die beste Disziplin hielten und sich keine Ausschreitungen zu Schulden kommen liessen. Jedenfalls dachte niemand mehr daran, für die Beschiessung Basels und für 1798 « Rache » zu nehmen.

Offenbar waren Bachmann und Castella nicht imstande, die « zur Durchführung jeder militärischen Operation nötige Ordnung zu erzwingen. » Am 13. Juli wurde der Vormarsch zum Zwecke, bessere Verhältnisse für die Unterkunft zu schaffen, fortgesetzt; die Divisionen erreichten den Raum halbwegs Schweizergrenze-Besançon, vorgeschobene Abteilungen drangen bis Ornans und Salins vor.



Inzwischen hatte die Tagsatzung am 11. Juli deutlich ihrem Willen Ausdruck gegeben, dass man keinen Krieg mit Frankreich führen, sondern «nur für die Sicherheit des Landes sorgen wolle», daher von einem Weitemarsch der Divisionen jenseits der Grenze keine Rede mehr sein dürfe. Zugleich wurden zwei «Repräsentanten» zu Bachmann geschickt. Am 17. Juli kam es zu einem Waffenstillstand zwischen dem eidgenössischen Oberbefehlshaber und General Laplane. Am 21. Juli machte Bachmann die Truppen in einem Armeebefehl von dem bevorstehenden Rückmarsch bekannt. Es war Zeit, denselben anzutreten; denn am 18. Juli hatte das Luzerner Bataillon Göldlin (1. Brigade der 1. Division) in Levier (20 km nordwestlich Pontarlier) gemeutert und auf die Offiziere geschossen. Am 24. Juli wurde diese Truppe nach der Rückkehr in Yverdon unter entsprechenden Formalitäten aus der Armee ausgestossen. Da Bachmann und Castella am 22. Juli vom Kommando zurücktraten, führte Finsler die 3 Divisionen zurück und übernahm den Oberbefehl über die Armee und deren allmähliche Demobilmachung.

Nur bei der Belagerung von Hüningen nahmen auf Wunsch der Oesterreicher 4600 Mann als «Korps Lichtenhahn» mit 3 Artilleriedivisionen und 1 Kavalleriekompanie teil. Am 28. August kapitulierte der Platz.

Dieser wenig rühmliche Feldzug hatte die grossen Mängel in der Organisation und Ausbildung der Truppen klar gezeigt, besonders deutlich war auch das Fehlen an innerer Festigkeit zutage getreten, die Mannschaft wurde nicht «geführt», sondern nur «befohlen».

Die schlimmen Erfahrungen gingen jedoch nicht verloren, denn sie haben dazu beigetragen, dass schon zwei Jahre später in einem neuen Wehrgesetz, dem Militärreglement von 1817, die Grundlage für tatkräftigere Entwicklung des Wehrwesens geschaffen wurde.

1859.

Bei der Darstellung der im Jahre 1859 notwendig gewordenen Grenzbesetzung muss zunächst hervorgehoben werden, mit welcher Umsicht der Bundesrat vorgegangen ist. Er hat die Entwicklung der Verhältnisse zwischen Sardinien und Oesterreich mit Aufmerksamkeit verfolgt und sich rechtzeitig darüber Rechenschaft gegeben, welche Stellung die Eidgenossenschaft einzunehmen habe, «wenn der Friede Europas einer Störung entgegengehen sollte». Dies war um so wichtiger, als bei einem Kriege in Oberitalien es sich nicht nur um die Durchführung einer unbedingten Neutralität handelte, sondern die Frage entschieden werden musste, ob unter Umständen die savoyischen Provinzen Chablais, Faucigny und Genevois besetzt werden sollten. Bekanntlich war diesen Gebieten auf dem Wiener Kongress 1815 eine «immerwährende Neutralität» zugesichert und der Eidgenossenschaft die Befugnis eingeräumt worden, im Falle von ausgebrochenem oder nahe bevorstehendem Kriege zwischen benachbarten Mächten in jene Landesteile Truppen zu verlegen, sofern sie dies für angemessen erachten sollte». Diese Bestimmungen erhielten damals zum ersten Male eine praktische Bedeutung, man musste sich klar werden, wie sie aufzufassen seien. Der Bundesrat kam nach eingehender Prüfung zu der Ueberzeugung, «dass die Besetzung der neutralisierten Gebietsteile von Savoyen für die Schweiz bloss als ein Recht, keineswegs aber auch als eine Pflicht aufgefasst werden dürfe, und dass sie von diesem Rechte Gebrauch zu machen habe, soweit es zur Sicherung und Verteidigung der schweizerischen Neutralität und der Integrität des schweizerischen Gebietes erforderlich ist.»

Am 5. März — wir weisen auf dieses Datum besonders hin, da der Krieg in Oberitalien erst am 29. April ausbrach — beschloss der Bundesrat, die Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz zu wahren und, soweit es in ihrem Interesse liege, von dem ihr zustehenden Rechte



der Besetzung der genannten Gebiete Gebrauch zu machen. In diesem Sinne sei eine Note an die europäischen Mächte zu richten und besonders mit Sardinien « über die Regelung der in Frage kommenden Verhältnisse in Unterhandlungen zu treten ». Es war wesentlich, vor dem Beginn der Feindseligkeiten die Einstellung der Mächte zu dieser Auffassung kennenzulernen.

Am 14. März ging diese Erklärung an folgende Staaten als den « Garanten der Verträge von 1815 » ab: England, Frankreich, Oesterreich, Preussen, Russland, Spanien, Schweden und Portugal sowie an die Nachbarstaaten Sardinien, Bayern, Württemberg und Baden. Ferner wurde sie, « um auch das Volk und die Behörden der Schweiz über die zu befolgende Politik rechtzeitig zu orientieren », den Kantonsregierungen mitgeteilt und der Oeffentlichkeit übergeben.

Die einlaufenden Antworten zeigten, wie die Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung vom 29. April 1859 berichtet, « dass die unumwundene Offenheit, mit welcher die Schweiz ihre Erklärung abgegeben hat, allseitig gewürdigt und in entsprechender Weise anerkannt wurde. » Auch Sardinien war bereit zu unterhandeln.

Eine Anzahl von höheren Stabsoffizieren wurden dem Eidgenössischen Militärdepartement für Vorbereitungen zugeteilt, die Armee erhielt eine neue Einteilung; man sorgte für eine « angemessene Zahl » von Offizierspferden, Kredite für « Ausbesserung und teilweise Vervollständigung der Befestigungswerke an den Alpenpässen » wurden bewilligt und « Oberoffiziere » mit Rekognoszierungen und andern Vorbereitungen an Ort und Stelle beauftragt.

In der Nacht vom 23./24. April lief die sichere Meldung ein, dass Oesterreich an Sardinien das Ultimatum gestellt habe; daraufhin bot der Bundesrat sofort von den Tessinertruppen die Scharfschützenkompagnie 45 und das Bataillon 8 auf, ferner das Urner Halbbataillon 75 und das Graubündnerbataillon 65. Ebenso wurden der Divisionsstab VIII (Bontems) und der Brigadestab 24 nach dem

Tessin geschickt. Der Divisionsstab III (Ziegler) hatte sich nach Genf zu begeben. Auf Pikett gestellt wurde die ganze Auszügermannschaft der III. und VIII. Division.

Auf die Nachricht am 26. April, dass französische Truppen in mehreren Kolonnen die sardinische Grenze überschritten hätten, erfolgte noch gleichen Tages das Aufgebot von Verstärkungen für den Tessin, nämlich Batterie 21 (Tessin), Scharfschützenkompagnien 35 (Zürich) und 39 (Luzern), Bataillone 9 (Zürich), 60 (Bern) und Halbbataillon 77 (Zug), so dass Bontems nach einigen Tagen über drei Scharfschützenkompagnien, vier Bataillone, zwei Halbbataillone und eine 6-Pfund-Batterie verfügen konnte. Dieses rasche Aufgebot war nötig, denn damit waren die Truppen noch nicht im Tessin, zudem befand man sich noch im Frühjahr. Sollte vor dem Eintreffen der Verstärkungen die Lage gefährlich werden, hatte der Divisionskommandant die Vollmacht, die ganze Militärmacht des Kantons Tessin unter die Waffen zu rufen. In ähnlicher Weise war Oberst Ziegler berechtigt, für den Grenzschutz im Wallis zu sorgen; er verwendete dazu die Scharfschützenkompagnie 7 und Bataillon 35, welche die Pässe zu sichern und St-Maurice und Gondo zu befestigen hatten.

Am 5. Mai erfolgte die Genehmigung des Vorgehens des Bundesrates durch die Bundesversammlung. Die Frage des Oberbefehls wurde in dem Sinne geregelt, dass man General Dufour wiederum damit betraute und Oberst Ziegler zum Generalstabschef ernannte. Der Bundesrat sollte den Oberbefehlshaber einberufen, « wenn das erlassene Aufgebot die Zahl von 20 000 Mann erreicht ».

Schon am nächsten Tage erfolgte die Einberufung der Raketenbatterie 30 (Aargau) und des Bataillons 28 (St. Gallen) und am 22. Mai rückten noch die Scharfschützenkompagnien 5 (Thurgau), 33 (Bern), die Kompagnie 4 (Appenzell A.-Rh.) und das Solothurnerbataillon 44 ein. Damit erhielt die VIII. Division im Tessin einen Bestand von 307 Offizieren, 5564 Mann und 285 Pferden.



Der Dienst war bei der ausgedehnten Grenze kein leichter, « die Mannschaften unterzogen sich demselben », wie der Bericht des Bundesrates sagt, « mit gewohnter Hingebung. Pflichterfüllung und Dienst verdienen jedes Lob. » Der Uebertritt zahlreicher Flüchtlinge aus Italien und der Verkehr mit Waffen und Munition über unsere Grenze machten naturgemäss eine strenge Kontrolle notwendig. Erwähnenswert ist die Verfügung, dass Flüchtlinge oder Deserteure, die sich den Anordnungen der Behörden nicht fügen wollten, oder sonst Grund zu Beschwerden gäben, ausgewiesen werden sollten. Die entwaffneten Truppen der Kriegführenden waren sofort nach rückwärts zu senden, und zwar diejenigen der franco-sardinischen Armee über den Gotthard nach Luzern, österreichische Truppen über den Bernhardin nach Chur.

Inzwischen hatte die Regierung Graubündens am 30. Mai gemeldet, dass infolge der Kriegseignisse in der Lombardei die Bevölkerung des Veltlins sich zu erheben beginne; einzelne österreichische Beamte und Angestellte hätten sich bereits auf schweizerisches Gebiet geflüchtet, und « dass die Aufstellung von Truppen im Bergell, Puschlav und Münstertal oder wenigstens die Anordnung einer entsprechenden Grenzwache unerlässlich erscheine ». Der Bundesrat bot daher sofort die Scharfschützenkompagnien 4 (Bern), 36 (Graubünden), sowie die Bataillone 17 (Aargau) und 68 (St. Gallen) auf. Sie wurden als selbständige Brigade unter Oberst Letter zur Grenzbewachung der genannten Täler verwendet. Oberstdivisionär Bontems hatte vom Tessin aus auch den Splügen zu übernehmen. So waren schliesslich rund 7800 Mann aufgeboten (5800 im Tessin, 1200 in Graubünden, 620 im Wallis und 160 in Genf).

Bald nach Eröffnung der Feindseligkeiten begaben sich fünf mit Schiffskanonen ausgerüstete sardinische Dampfschiffe, denen durch die österreichische Besatzung in Laveno die Rückfahrt nach dem südlichen Teil des Langensees gesperrt worden war, in den Schutz der schweizeri-

schen Gewässer. Die Mannschaft wurde entwaffnet und für die Sicherheit der Schiffe hatte eine Scharfschützenkompagnie zu sorgen.

Am 9. Juni erfolgte ein Uebertritt von österreichischer Seite. Am Morgen traf die von den Piemontesen abgeschnittene Besatzung von Laveno auf drei « schönen » Dampfern in Magadino ein. Die Truppen wurden entwaffnet und nach Zürich und Lenzburg verbracht. Auf dem Marsch im Tessin konnten noch 13 Mann entweichen. Die Schiffe erhielten die eidgenössische Flagge und die nötige Bewachung, um « ein Entführen unmöglich zu machen ».

Nun entstand, wie in dem Bericht des Bundesrates hervorgehoben wird, die Frage, was mit diesen übergetretenen Mannschaften weiter zu geschehen habe; denn es konnte sich nicht darum handeln, « dass die Schweiz in Fällen dieser Art an Stelle der kriegführenden Mächte gleichsam eine Kriegsgefangenschaft handhaben müsse ». Man hatte darin noch keine Erfahrung, « zumal ähnliche geschichtliche Vorgänge nicht bekannt sind und eine ausgebildete Praxis des Völkerrechts nicht besteht ». Man trat daher mit den betreffenden Staaten in Verbindung und erklärte sich bereit, diese Leute auszuliefern unter der Bedingung, dass sie während des Feldzuges gegenüber dem Feinde nicht mehr Verwendung finden dürften. Die abgenommenen Waffen würden erst nach Beendigung des Krieges ausgeliefert werden.

Oesterreich war mit diesem Vorgehen einverstanden, und so konnten schon am 27. Juni die in Magadino übergetretenen Truppenabteilungen bei Bregenz in ihr Land zurückkehren, wobei die k. k. Gesandtschaft « die menschenfreundliche Behandlung, welche ihren Landsleuten von Seite der Schweiz zuteil geworden war, lebhaft anerkannte ». Am 4. Juli wurden auch die sardinischen Dampfschiffe mit den Geschützen unter der nämlichen Bedingung freigegeben.

Es mag angezeigt erscheinen, noch die Summe anzugeben, welche für die obenerwähnten Befestigungsarbeiten



ausgelegt wurde. Am Luziensteig errichtete man eine krenelierte Mauer zur Verbindung des Guschaturmes mit dem Hauptwerk, befestigte den Ellpass, baute Kaserne und Stallungen und links vom Hauptwerk eine kasematierte Batterie, dazu kamen Ergänzungsarbeiten; die Kosten betrugen etwas über 100 000 Fr. Für Bellinzona verwendete man 10 000 Fr., für St-Maurice 25 000 Fr., für Gondo 2500 Fr., für Anschaffungen und Feldtelegraphen 17 000 Fr., zusammen rund 154 000 Fr.

Mit dem Rückzug der Oesterreicher hinter den Mincio entfernten sich die Operationen von unserer Grenze, so dass im Juni die am 24. und 26. April aufgebottenen Truppen entlassen werden konnten; nur die Brigade Gonzenbach blieb noch im Tessin; sie und die Brigade Letter in Graubünden kehrten Mitte August nach Hause zurück.

#### 1866.

Wenn der Grenzbesetzung des Jahres 1866 kurz Erwähnung getan wird, so geschieht das nicht, weil besondere Truppenaufgebote nötig waren oder schwerwiegende Grenzverletzungen vorkamen, sondern sie gibt Veranlassung, darauf hinzuweisen, wie es damals mit unserem Wehrwesen stand.

Zunächst kann wiederum festgestellt werden, wie der Bundesrat mit grosser Aufmerksamkeit die Entwicklung der Ereignisse im Auslande verfolgte und rechtzeitig diplomatische und militärische Vorbereitungen traf. Dabei liess er sich von dem Grundsatz leiten, dass dieselben «ohne Aufhebens und unnötige Ostentation» vorzunehmen seien. So wurde von einer Neutralitätserklärung, wie sie 1859 erfolgte, Umgang genommen; denn die Lage der Schweiz war, wie die Botschaft des Bundesrates vom 4. Juli 1866 betont, eine andere als 1859. «Damals drohte nach einer langen Reihe von Friedensjahren wieder zum ersten Male ein bedeutender Krieg an unsern Grenzen auszubrechen, und da war es am Platze, die Stellung der Schweiz wieder einmal allgemein in Erinnerung zu brin-

gen.» Ferner handelte es sich noch um die Frage der Besetzung der neutralisierten drei savoyischen Provinzen, was jetzt nicht in Betracht fiel. Der Bundesrat erliess am 16. Juni eine allgemeine Verordnung über die Handhabung der Neutralität; im fernern erhielten die diplomatischen Vertreter der Schweiz im Ausland den Auftrag, die betreffenden Ministerien von dem Entschluss der Bundesregierung, die Neutralität gewissenhaft aufrechtzuerhalten, Kenntnis zu geben, dabei werde vorausgesetzt, dass die kriegführenden Mächte diese anerkennen werden. Italien und Oesterreich nahmen gebührend Kenntnis von dieser Mitteilung und drückten die Erwartung aus, dass die Schweiz nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft aufbringe, die Neutralität durchzuführen. Der Kriegsschauplatz in Böhmen war so weit entfernt, dass für die Schweiz keine Gefahr bestand. Anders an der Südostgrenze. Dort mussten schon einige Massnahmen getroffen werden, um die Grenze zu sichern. Dabei konnte man sich mit einer verhältnismässig geringen Truppenzahl begnügen. Es war anzunehmen, dass Oesterreich und Italien genug miteinander zu tun hatten und kaum noch versuchen würden, die Schweiz in den Streit hineinzuziehen. Gefährlicher konnte die Lage werden, wenn noch andere Staaten sich beteiligten, war doch schon der Deutsche Bund in den Krieg hineingezogen worden, der ursprünglich nur zwischen Oesterreich und Preussen ausgebrochen war. Der Bundesrat fährt dann in seiner Botschaft fort: «Die Stimmung, welche über ganz Europa lagert, die Rüstungen, welche da und dort offener oder geheimer betrieben werden, beweisen zur Genüge, dass die Besorgnis, wir stehen am Vorabend eines europäischen Krieges, allgemein verbreitet ist. Wir glauben zwar nicht, dass es zu diesem Aeussersten kommen werde; aber die Vorsicht gebietet, sich darauf gefasst zu halten, denn dannzumal würde die Lage der Schweiz, mitten in Europa, ringsum von kriegführenden Mächten umgeben, eine grössere, ja eine allseitige Kraftanstrengung von uns fordern.»



So kam der Bundesrat dazu, schon am 16. Mai den Stab und einige Truppenteile der Brigade 23, dazu einige Kompagnien Spezialwaffen, als diejenigen Abteilungen zu bezeichnen, welche für einen Grenzschutz in Graubünden in erster Linie in Betracht fallen sollten. Als dann die einlangenden Nachrichten den baldigen Beginn der Operationen in Oberitalien erwarten liessen, wurden am 13. Juni der Kommandant der VIII. Division, Oberst Ed. v. Salis, mit einigen Offizieren seines Stabes, sowie der Stab der Brigade 23, einberufen, «um alle auf die Truppenstellung in Graubünden Bezug habenden Vorbereitungen zu treffen». Gleichzeitig erfolgte das Aufgebot der Scharfschützenkompagnie 36 (Graubünden) und des Zürcher Bataillons 5. Sollte bis zum Eintreffen desselben ein stärkerer Grenzschutz nötig werden, so hatte v. Salis die Vollmacht, «von sich aus die ganze Militärmannschaft und den Landsturm der zunächst gelegenen Täler des Kantons Graubünden unter die Waffen zu rufen».

Es wurden im Laufe des Juni, besonders auf die Nachricht von dem Vormarsch der Oesterreicher über den Stelvio und auf Begehren des Divisionärs das St. Galler Bataillon 63, die Glarner Scharfschützenkompagnie 12 und von den Bündnertruppen Gebirgsbatterie 26, Bataillon 51 und Scharfschützenkompagnie 16 aufgeboden, so dass nun über 2000 Mann an der Grenze standen. Nach dem Einmarsch österreichischer Truppen in das Veltlin berief man den Stab der Brigade 27 für den Tessin ein und stellte drei Bataillone, zwei Scharfschützenkompagnien und eine Vierpfünder-Batterie der Kantone Bern, Tessin, Aargau, Nidwalden, Zug und Luzern auf Pikett. Da am 13. August infolge eines Waffenstillstandes die Operationen in Oberitalien eingestellt wurden, war ein Aufgebot dieser Truppen nicht notwendig. Erwähnenswert sind folgende Ausführungen in dem Bericht des Bundesrates: «Es kann hier bemerkt werden, dass wir nicht nur auf die Entwicklung der Kriegsvorbereitungen im allgemeinen unser wachsameres Augenmerk richteten, sondern dass wir über die sukzes-

sive Vermehrung von österreichischen Streitkräften an unserer Grenze und von dem Fortgang der Organisation und Ausrüstung der italienischen Freiwilligenkorps in Como und Umgebung fortwährend genau unterrichtet waren.» Wenn wir uns alle Massnahmen und Vorbereitungen vergegenwärtigen, erhalten wir einen recht interessanten Ueberblick über unsere damalige «Wehrmacht».

Wie im Jahre 1859 wurden dem Eidgenössischen Militärdepartement eine Anzahl Offiziere beigegeben, welche die Aufmärsche an den verschiedenen Fronten zu bearbeiten hatten. In erster Linie war das die Aufgabe der Divisionskommandanten, welche, wenn nötig, sich in die betreffenden Räume begeben konnten. Es erfolgte wieder eine Einteilung der Armee, wobei auch die Landwehr in Brigaden vereinigt wurde, um unter Umständen als Verstärkung den Divisionen zugeteilt werden zu können.

Nach Ansicht des Bundesrates sollte eine bevorstehende Grenzbesetzung eine Vermehrung des Unterrichts veranlassen. So wurde die doppelt so grosse Anzahl von Generalstabsoffizieren in die Zentralschule einberufen, dazu konnten sich Infanteriestabsoffiziere der Kantone freiwillig melden. Nach den Kriegsschauplätzen schickte man Offiziere, um dort praktische Erfahrungen zu sammeln.

Es wurden Erhebungen gemacht über die im Kriegsfalle nicht abkömmlichen Beamten und Angestellten bei der Post, dem Telegraph, den Eisenbahnen und den militärischen Werkstätten.

Zur Regelung der Verhältnisse der überzähligen Kaders der Reserve und der Landwehr verfügte der Bundesrat, dass sie bei einer Mobilmachung der betreffenden Korps ebenfalls einzurücken hätten, «um zu verhüten, dass sie ihrem Korps entfremdet werden».

Am 6. August 1866 wurde die Verordnung betreffend die Bildung und Verwendung von Freiwilligenkorps erlassen.

Wichtig war die Sicherstellung des Pferdebestandes für das Heer bei einer Mobilmachung. Die neueste Zähl-



lung hatte in der Schweiz 100 364 Pferde ergeben, von denen aber nur 64 345 im diensttauglichen Alter waren. Die Armee benötigte 14 047 Pferde, ohne den Ersatz zu rechnen, « der natürlich bei grösseren Bewegungen oder selbst Gefechten ein bedeutender sein könnte »; Landwirtschaft und Verkehr brauchten auch eine grosse Zahl, so dass keineswegs ein Ueberfluss an Pferden vorhanden war. Daher wurde der Ausfuhrzoll auf Pferde und Maulesel von Fr. 1.50 auf Fr. 400.— erhöht, was einem Ausfuhrverbot gleichkam.

Ungünstige Verhältnisse bestanden auf dem Gebiete der Ausrüstung der Armee mit Waffen. So sagt der Bericht der nationalrätlichen Kommission vom 14. Juli 1866: « Als beklagenswerter Umstand muss es betrachtet werden, dass die gegenwärtige Krisis uns mitten in dem Geschäfte der Umwandlung unserer Waffen überrascht. » Die « leichte Feldartillerie » besass allerdings die gezogenen Vierpfünder, aber die « schwere Feld- und Positionsartillerie » hatte noch keine neuen Geschütze. Schlimmer stand es mit den Handfeuerwaffen. Da von dem gezogenen Infanteriegewehr nach « neuester Ordonnanz » Ende Mai erst 15 000 Stück abgeliefert waren, hätten die Truppen noch mit drei verschiedenen Waffenarten — mit dem Prélaz-Burnand-, dem Jäger- und dem neuen Gewehr — ins Feld ziehen müssen. Naturgemäss war die Munition auch verschieden. Der Bundesrat verfügte daher, in Abänderung des Bundesbeschlusses vom 31. Juli 1863, dass die neuen Gewehre nicht bataillonsweise abgegeben werden sollten, sondern dass zunächst alle Jägerkompagnien damit auszurüsten seien, um zu vermeiden, dass in den Bataillonen Waffen mit ungleichem Kaliber vorhanden waren, « wobei eine Munitionsaushilfe von Bataillon zu Bataillon unmöglich wäre ». Eine noch grössere Bedeutung sieht der Bericht in dem Umstand, « dass die kriegerischen Ereignisse der letzten Wochen die Tatsache zur Evidenz bewiesen zu haben scheinen, dass auch unser neues Infanteriegewehr, mit dessen Einführung wir einen grossen

Fortschritt zu machen vermeinten, nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht, und dass dasselbe, noch bevor es tatsächlich eingeführt ist, bereits als antiquiert betrachtet werden muss ».

Zur Vermehrung der Munitionsbestände, die in verschiedenen Zeughäusern der Kantone unvollständig waren, und da « der gesetzliche Munitionsvorrat ohnehin den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entsprach », wurden im « Laboratorium » in Thun Massnahmen vorgenommen, damit täglich 15 000 Patronen hergestellt werden konnten.

Im fernern machte man bei den verschiedenen Eisenbahnverwaltungen Erhebungen über die vorhandenen Kohlenvorräte. Den Kantonen wurde nahegelegt, Schuhvorräte anzuschaffen und für die Lieferung von Kaputen und der Korpsausrüstung für die Landwehr besorgt zu sein. Auch das Sanitätsmaterial — Anschaffung von Ambulanzfourgons für 7 Brigaden und Krankentransportwagen für 26 Brigaden — musste ergänzt werden.

Das Militär- und Postdepartement erhielten den Auftrag, die « Frage der Organisation des Telegraphendienstes für den Kriegsfall zu prüfen », und zugleich sollten Vorarbeiten « für die Organisation von Korps zur Errichtung oder Zerstörung von Eisenbahnen im Kriege » vorgenommen werden.

Zum Schluss mag noch eine angebliche Grenzverletzung erwähnt werden. Am 1. Juli erhielt der Bundesrat von der schweizerischen Gesandtschaft in Florenz die telegraphische Meldung, dem italienischen Kriegsministerium sei von Tirano aus berichtet worden, in der Nacht vom 23./24. Juni hätten österreichische Truppen bei dem Angriff auf die vierte Cantoniera der Stillsferjochstrasse Schweizergebiet benützt. Diese « Grenzverletzung » wurde in einem Teil der italienischen Presse lebhaft erörtert, anderseits schrieb eine Wiener Zeitung, die Schweizer hätten den Angriff an die Italiener verraten. Schon am 25. Juni hatte der Divisionskommandant von diesem Ge-



rücht gehört und dem Kommandanten der Brigade 23 den Befehl erteilt, sofort an Ort und Stelle eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Dieselbe ergab, dass von einer Grenzverletzung keine Rede sein konnte. Am 24. Juni war die Vorpostenstellung bezogen und ein Zug Schützen im Muranzatal bei Margun als Feldwache Nr. 1 eingetroffen. Noch gleichen Tags begab sich der Führer derselben mit 2 Unteroffizieren und 4 Mann nach dem Umbrail. Die Grenze war von Tirolerjägern besetzt und die vierte Cantoniera im Besitz der Oesterreicher. Bei der Untersuchung konnte er bezeugen, dass keine Grenzverletzung stattgefunden hatte, « indem man sonst die Spuren davon auf den Schneefeldern überall ganz gut hätte sehen müssen ». Schon am 26. Juni ging der Bericht des Brigadekommandanten ein. Damit war die Angelegenheit erledigt, denn die italienische Regierung fand sich nicht veranlasst, sie zum Gegenstand diplomatischer Erörterungen zu machen.

1870/71.

Obschon seit der Grenzbesetzung während des deutsch-französischen Krieges der Zeitraum zweier Generationen vergangen ist und naturgemäss das Gedenken an den Aktivdienst während des Weltkrieges im Vordergrund steht, so ist doch die Erinnerung an die Jahre 1870/71 in unserem Volke noch lebhaft. Das zeigte sich deutlich, als vor zehn Jahren an manchen Orten im Lande herum Gedenkfeiern abgehalten und die Veteranen — der jüngste war begreiflicherweise achtzig Jahre alt — geehrt wurden. Diese Grenzbesetzung darf auch nicht in Vergessenheit geraten. Nicht nur waren seit 1815 nie mehr so viele Eidgenossen für den Grenzschutz aufgeboden worden, sondern auch der Uebertritt einer Armee von 87 000 Mann mit Geschützen, Ross und Wagen hatte an unsere Truppen besondere Anforderungen gestellt und den Ernst des Krieges dem ganzen Volke vor Augen geführt. Für unser Wehrwesen war zudem, wie schon früher erwähnt, diese Grenzbesetzung von entscheidender Bedeutung. Die dabei



Von Paul Volmar.

Die Schweizer Herbstmanöver 1865.  
Uebergang der Artillerie durch die Emme.





Manöver der III. Division im Herbst 1869.  
Gefecht bei Pompaples.

A. v. Esdier.

zutage getretenen Mängel öffneten auch dem begeistertsten Verehrer unserer « kantonalen Einrichtungen » und dem blindesten Optimisten gründlich die Augen, um zu erkennen, dass man im Wehrwesen nun endlich einmal den Schritt von den Kontingenten der Kantone zum Bundesheer tun müsse.

Am 15. Juli wurde von dem Herzog von Gramont, dem Minister des Auswärtigen, im gesetzgebenden Körper und im Senat in Paris erklärt, dass sich Frankreich von jetzt an im Kriegszustand mit Preussen betrachte. Dasselbe blieb die Antwort nicht schuldig; am gleichen Tage, 11.45 abends, ging von Berlin aus folgendes Telegramm ab: « Auf die Nachricht von der heutigen offenen Erklärung der französischen Minister, welche einer Kriegserklärung gleichzukommen scheint, ist soeben die Mobilmachung des gesamten norddeutschen Heeres angeordnet und an die süddeutschen Regierungen das bundesfreundliche Ersuchen um Rüstung ihrer Streitkräfte gestellt worden ». Diesen Waffengang hatte man schon längere Zeit erwartet; denn nach den Erfolgen Preussens im Kriege gegen Oesterreich im Jahre 1866 war eine Spannung mit Frankreich eingetreten, die über kurz oder lang zu einer Entscheidung drängte. Als nun anfangs Juli die Thronkandidatur eines Hohenzollernprinzen für Spanien auftrat, war für Napoleon der Anlass gegeben, bei dem preussischen König vorstellig zu werden. Die Ereignisse sind bekannt, sowie die berühmte Emser Depesche und die Abweisung des französischen Gesandten Benedetti. Bismarck, der den französischen Kaiser auch von seiner schwachen Seite her, seine Empfindlichkeit, kannte, verstand es, die Ereignisse vortrefflich so zu leiten, dass vor der ganzen Welt sein Gegner als der Friedensstörer dargestellt wurde und er seinen deutschen Stämmen zeigen konnte, dass es sich wirklich um eine Abwehr französischer Machtgelüste handle. Er schätzte die psychologischen Momente, die bei einem drohenden Kriege entscheidend sind, richtig und höher ein als seine Nachfolger im Jahre 1914.



Die Lage der Schweiz war nicht leicht. Gerade die Nord- und Westgrenze, welche in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich in Betracht fallen, weisen einen schwächern natürlichen Schutz auf, als es im Süden und Osten der Fall ist. Auch der Verlauf der Grenze ist nicht günstig, indem « wichtige Teile unseres Gebietes jenseits des Rheines und des Jura liegen, wie umgekehrt deutsches und französisches Gebiet jenseits der natürlichen Grenzlinie sich befindet ». Bei Basel und Schaffhausen fuhr zudem die badische Bahn dem Rhein entlang über Schweizerboden.

Nun kam wieder die schon so oft gründlich erörterte Frage der Benützung schweizerischen Gebietes durch die Nachbararmeen bei ihrem Angriff zur Sprache. Wir erinnern uns, wie General Sebastiani am 17. Juni 1820 in der französischen Kammer erklärt hatte, in einem Krieg gegen Deutschland gebe es gar nichts anderes, als sich durch Besetzung der Schweiz die Beherrschung des Rheins und der Donau zu sichern. Bezeichnend war, wie oberflächlich Sebastiani von unserm Wehrwesen sprach, als er sagte: « Ich kenne keine andere Neutralität als die, die sich zu verteidigen weiss, und bis jetzt hat uns keine ministerielle Urkunde gelehrt, dass die schweizerische Eidgenossenschaft sich verpflichtet hätte, im Kriegsfall eine Armee von 60 000 Mann auszuheben. » Das war fünf Jahre nach der Grenzbesetzung von 1815 und nach dem Militärreglement von 1817. Wir haben diesen Ausspruch nur erwähnt, weil diese Auffassung, ohne weiteres müsse die Schweiz besetzt werden, Neutralität hin oder her, auch noch 1870 in massgebenden militärischen Kreisen in Frankreich vorherrschte. Auch in der Deputiertenkammer glaubte man nicht, dass die Schweiz ihr Gebiet werde schützen können. Zu dieser Missachtung unseres Wehrwesens war kein Grund vorhanden, mit wenig Mühe hätte man sich überzeugen können, dass fünfzig Jahre Entwicklung nicht spurlos daran vorbeigegangen waren.

Da man in Frankreich nicht sehen wollte, — auch bei dem eigenen Heerwesen war man, wie es sich später herausstellte, nicht sehr hellsehend — öffnete unser greise General Dufour ihnen die Augen. Er durfte schon wagen, etwas zu sagen, und konnte sicher sein, gehört zu werden; denn man wusste, wie er mit Frankreich verbunden, Lehrer und Freund des Kaisers war. Dufour gab in einem bekannten Schreiben an den General Le Bœuf, den Kriegsminister, seiner Empörung scharfen Ausdruck. Nicht weil er selbst an der Entwicklung unseres Wehrwesens während Jahrzehnten hervorragenden Anteil gehabt — das fiel für ihn gar nicht in Betracht — sondern weil er von der moralischen und militärischen Widerstandskraft unseres Volkes überzeugt war, wandte er sich an Le Bœuf und wies ihm nach, wie die Verhältnisse sich geändert und gebessert hätten. Ohne Zweifel machte dieses Dokument eines erfahrenen Offiziers, der auch die Entwicklung der französischen Armee mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, Eindruck.

Mit mehr Gründlichkeit hat General Moltke die Verhältnisse der Schweiz in einem Kriege zwischen Preussen gegen Frankreich, das unter Umständen von Oesterreich unterstützt würde, in Betracht gezogen. So schreibt er in der Denkschrift vom Oktober 1858:

« Demnach ist die Frage von höchster Bedeutung, ob die Schweiz die seit dem Westfälischen Frieden völkerrechtlich stets anerkannte Neutralität behaupten kann und will.

Die Schweiz ist aus dem Sonderbundskriege 1847 als ein Bundesstaat mit kräftiger Zentralisation und einem wohlorganisierten Heer von über 100 000 Mann hervorgegangen, einem Volksheer zwar mit den einem solchen innewohnenden Mängeln, fast ohne Kavallerie, aber zur Verteidigung des heimischen Bodens wohl geeignet und in äusserst kurzer Zeit, in drei Wochen, zu versammeln.

Wenngleich die Befestigung von Genf geschleift, die von Basel nicht widerstandsfähig ist, auch Frankreich die



Zugänge von Lyon und Besançon in die französische Schweiz beherrscht, so bilden doch der Jura und die Aare immer noch eine sehr starke Verteidigungslinie. Will also die Schweiz ihre Neutralität behaupten, so müsste Frankreich in dem jedenfalls sehr ernsten Kampf mit Deutschland ein besonderes Heer für eine Unternehmung bestimmen, deren Erfolg zweifelhaft bleibt und aus welcher die grossen Vorteile nur dann fliessen, wenn sie schnell und früher beendet sein kann, als die deutschen Heere ihre Offensive zu ergreifen vermögen.»

Nachdem Moltke dann im weitern den in der Schweiz vorherrschenden Einfluss Frankreichs erwähnt hat, fährt er fort:

« Eine Hinneigung zu Deutschland ist nicht vorhanden. Die öffentliche Meinung und die Presse werden bei ausbrechendem Kampfe für französische Ideen wahrscheinlich Partei ergreifen. Aber das wahre Interesse der Schweiz ist unzweifelhaft vorgezeichnet. Bei Aufgebung der Neutralität ist die Unabhängigkeit des Staates gefährdet; das Land wird sogleich der Schauplatz eines Kampfes, bei welchem es nie etwas gewinnen kann, weil Gebietserweiterungen ganz ausserhalb des Interesses der Schweiz liegen.

Es ist daher mit Grund anzunehmen, dass die Eidgenössische Regierung im entscheidenden Augenblick trotz aller Parteimeinungen und Sympathien die Neutralität der Schweiz wahren und mit aller Macht ihrer Waffen aufrecht erhalten wird.»

Diese Erwägungen haben auch in der Denkschrift Moltkes vom Winter 1868/69 Geltung, welche den eigenhändigen Vermerk des Generals trägt: « Auch 1870 gültig », indem er wiederholt: « Die Eroberung und Niederhaltung dieses Gebirgslandes würde mehr als 100 000 Mann auf lange Zeit beschäftigen ». Moltke war ein Mann der Wirklichkeit und lehnte es ab, Verträge gerade dann zu missachten, wenn sie in Kraft treten sollen.

Sobald die spanische Thronkandidatur am politischen Himmel erschien, war der Bundesrat bemüht, sich durch die Gesandtschaften und « andere ihm zu Gebote stehenden Quellen » über den Gang der Ereignisse auf dem laufenden zu halten. Die eingehenden Berichte zeigten bald den ganzen Ernst der Lage und veranlassten den Bundesrat schon am 14. Juli 1870, die nötigen Vorkehrungen zu treffen, « damit die Schweiz beim Ausbruch des Krieges zum Schutze ihrer Neutralität gerüstet » dastehe und von den Ereignissen nicht überrascht werde; denn der Bundesrat war sich darüber klar, dass bei Eröffnung der Feindseligkeiten die Gefahr einer Grenzverletzung am grössten war. Wenn auch vor Beendigung des Aufmarsches der feindlichen Heere kaum grössere Unternehmungen zu erwarten waren, so konnte es doch zu Aktionen kommen, welche bei ungenügender oder verspäteter Besetzung unserer Grenze unangenehme Folgen haben konnten. Wir mussten an der Grenze bereitstehen, bevor die andern an derselben erschienen. Entsprechend den diplomatischen Erklärungen an die Mächte war ferner der kräftige Wille zur Wahrung der Neutralität auch mit den Waffen in der Hand zu bestätigen.

Am 15. Juli erging an die Kantone die Einladung, ihre Kontingente zum Einrücken bereit zu halten und eine rasche Mobilmachung sicherzustellen. Am nächsten Tage beschloss der Bundesrat die Einteilung der Armee und teilte den Kantonen mit Telegramm von 10 Uhr morgens mit, dass der Auszug der I., II., VI., VII. und IX. Division aufgeboten und der Rest der Armee auf Pikett gestellt sei. Zugleich sandte das Militärdepartement Marschbefehle für jede Einheit. Es bezweckte damit eine Versammlung der Divisionen nach beendigter Mobilmachung, « ohne die Befehle der Divisionskommandanten abzuwarten ». Wir sehen darin deutlich die Nachteile, dass die Mobilmachung noch Sache der Kantone war und das Eidgenössische Militärdepartement von sich aus gleichsam die erste Aufstellung der Armee anordnen musste. Wie die Trup-



pen den Versammlungsraum der Divisionen erreichten, ob mit Fussmarsch, Bahn oder Schiff, war Sache der Kantone zu bestimmen. Den Divisionskommandanten war Mitteilung zu machen.

Der Bundesrat erliess auch an die Presse die Einladung, über die Truppenbewegungen nichts zu veröffentlichen.

Am gleichen Tage beauftragte der Bundesrat die schweizerischen Gesandten in Paris und Berlin, den Regierungen Frankreichs und des Norddeutschen Bundes « die Eröffnung zu machen, dass es in seiner festen Absicht liege, im Falle eines Krieges die schweizerische Neutralität mit allem Nachdruck zu wahren ». Zugleich sollten diese Mächte wenn möglich veranlasst werden, ihre Stellungnahme dazu mitzuteilen.

Für den 16. Juli wurde eine ausserordentliche Bundesversammlung einberufen, welche die bisher getroffenen Massnahmen des Bundesrates genehmigte und ihm die Vollmacht zu weitem ihm nötig erscheinenden Truppenaufgeboten und Verteidigungsmassregeln erteilte. Am 19. Juli wählte sie Oberst Hans Herzog zum General, und am nächsten Tage Oberst Paravicini von Basel, den Kommandanten der VI. Division, zum Chef des Generalstabes. Als Generaladjutanten berief General Herzog den Obersten Philippin von Neuenburg, den Kommandanten der III. Division, so dass bei der Armeeleitung auch die welsche Schweiz angemessen vertreten war.

Mit General Dufour gehört General Herzog wohl zu den volkstümlichsten Männern unseres Landes. Das ist zu verstehen, wenn man sich mit seiner Persönlichkeit näher beschäftigt. Das Andenken an ihn soll bei uns stets wach erhalten werden; denn er hat Volk und Armee sein Bestes gegeben. Mit Recht schreibt sein Biograph: « Fassen wir das Charakterbild unseres hochverehrten Generals zusammen, so lebt dasselbe als leuchtendes Vorbild in uns fort; denn er war ein voller und ganzer Mann, durchglüht von der wärmsten Vaterlandsliebe, erfüllt von der

grössten Arbeitslust zum Wohl der Armee, ausgestattet mit grösster Pflichttreue, Geradheit und Ehrenhaftigkeit, dazu von beispielloser Einfachheit, Schlichtheit und Anspruchslosigkeit. Mit einem Wort, unser hochverehrter General war nicht nur ein wahrer, lieber, unvergesslicher Vater seiner Familie, sondern auch der Armee und zugleich einer der würdigsten Söhne seines Vaterlandes. Mögen recht viele junge Schweizersöhne diesen Mann in seinem Wesen und Wirken zum Vorbild nehmen. »

Herzog entstammte einer angesehenen Kaufmannsfamilie, die in Effingen heimatberechtigt, später in Brugg und von 1815 an in Aarau eingebürgert war. Es lag nahe, dass der am 28. Oktober 1819 geborene Karl Johann der einst die Ueberlieferung der Familie fortsetzen werde. Das waren begreiflicherweise die Gedanken des Vaters, die Zukunft schien auch gesichert; denn er durfte sich zu den « grössten Industriellen des Kantons Aargau zählen ». Aber schon der Grossvater hatte neben seinen Unternehmen sich auch der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Das war zu begreifen; denn bei dessen temperamentvollem Charakter war es undenkbar, dass Herzog (geb. 1773) dem Untergang der alten Eidgenossenschaft müssig zusehen und auf bessere Zeiten warten werde. Als dann der neue Kanton Aargau geschaffen wurde, sah er es erst recht für seine Pflicht an, nicht beiseite zu stehen. Er mag in den Augen mancher Zeitgenossen noch etwas jung erschienen sein, um mit 25 Jahren sich in dieser Weise öffentlich zu betätigen. Herzog aber leistete den Beweis, dass Klugheit, Tatkraft und Weitblick an kein Alter gebunden sind. Seine jugendliche Spannkraft hat ihm über manche Schwierigkeit hinweggeholfen. Das Geheimnis seiner Erfolge lag aber nicht in dem rücksichtslosen Vordrängen seiner Persönlichkeit und der Befriedigung von grossem Ehrgeiz, ja Ehrsucht, sondern seine Mitbürger fassten deshalb solches Vertrauen zu ihm, weil sie fühlten, dieser Mann will der Gesamtheit dienen und nicht sie beherr-



schen. Er hatte es ja auch gar nicht nötig, unbedingt « vorwärts zu kommen ».

Aber die starken Wurzeln seiner Kraft fand er immer wieder in seinem Familienkreis, wie sein Biograph schreibt: «Um so inniger war die Liebe und Hochachtung, als der Grossvater in echt patriarchalischer Sitte mit seinem Sohne und dessen Angehörigen nur eine Familie bildete, welch schöne Sitte Sohn und Enkel zum grossen Vorteil des schönsten Familienlebens stets aufrecht erhielt.»

Im Jahre 1813 ist Herzog eidgenössischer Oberst, und 1819, als ihm sein Enkel geschenkt wurde, wird er Bürgermeister des Kantons Aargau, nicht umsonst nennt man ihn « gleichzeitig Förderer und Begründer des Aufblühens des jungen Kantons Aargau ».

So durfte der zukünftige General unter denkbar günstigen Verhältnissen aufwachsen, in einem warmherzigen Familienkreis, aber auch erzogen in straffer Zucht und Gehorsam, wofür der als streng geschilderte Vater schon sorgte. Und der Enkel konnte kaum einen bessern Lehrmeister haben als den hochgesinnten Grossvater, der ihm einen der traurigsten Abschnitte in der Geschichte unseres Volkes aus eigener Anschauung und mit Verständnis für die daraus zu ziehenden Lehren schilderte, der die fremden Soldaten in unserm Lande gesehen hatte. Nicht umsonst hat General Herzog stets mit der grössten Verehrung und Hochachtung von seinem Grossvater gesprochen. Als er im Sommer 1870 Schweizertruppen zum Schutze der Grenze aufmarschieren liess, und besonders in den gefährvollen Tagen vor dem Uebertritt der französischen Ostarmee 1871 mag ihm die Erinnerung an die Zeiten des Kriegselendes um die Wende des Jahrhunderts gekommen sein und ihn in dem festen Willen bestärkt haben, zu verhindern, dass wieder fremde Heere in feindlicher Absicht den Boden unseres Landes sollten betreten dürfen.

Während der Schulzeit war Herzog begeisterter Kadett, 1832 Kanonier, ein Jahr später Gefreiter, 1835 be-

reits Hauptmann. Damit war für ihn entschieden, dass er sich beim Eintritt in die Wehrpflicht für den Dienst bei der Artillerie entschliessen werde. Für die weitere Ausbildung bis zu diesem Zeitpunkt war der Wille des Vaters massgebend, der seinen Sohn für die kaufmännische Laufbahn bestimmte. Als Vorbereitung dazu schickte er ihn zwei Jahre nach Genf. Der junge Herzog benützte diese Zeit nicht nur zu gründlichen Sprachstudien, sondern er beschäftigte sich auch mit den mathematischen, chemischen und physikalischen Wissenschaften und war u. a. auch Schüler von Oberst Dufour. Nach seiner Rückkehr begann die Lehrzeit im väterlichen Geschäft. Dieselbe mochte ihn manchmal nicht recht befriedigt haben, aber er gehorchte und bewies schon in jungen Jahren seine Fähigkeit, sich unterzuordnen und einfach seine Pflicht treu zu erfüllen. Der Vater war auch einsichtig genug, dem Sohne die Fortsetzung seiner Studien durch Einrichtung eines kleinen Laboratoriums zu gestatten. Er muss Erfolg gehabt haben; denn er wurde schon mit 19 Jahren in die Naturforschende Gesellschaft aufgenommen.

Im Jahre 1839 begann Herzog seine militärische Laufbahn, indem er als « Aspirant für den eidgenössischen Artilleriestab die Schule in Thun durchmachte ». Ein Jahr später ernannte ihn der eidgenössische Kriegsrat zum zweiten Unterleutnant im « Artilleriestabe ». Nun war er in seinem Element. Eingehend beschäftigte er sich mit dem damaligen Stand seiner Waffe und suchte auf jede Weise seine Kenntnisse zu vertiefen und Erfahrungen zu sammeln. Aber es sollte noch zwanzig Jahre dauern, bis sein Lieblingswunsch, sich ganz der militärischen Laufbahn zu widmen, in Erfüllung gehen konnte; denn « der strenge Vater sah nur ungern die militärische Tätigkeit seines Sohnes sich immer steigern und versuchte mit allen Mitteln, denselben zum Kaufmann und Fabrikanten zu erziehen ». Die Art, wie Herzog trotz dieser Hemmungen sein Ziel zu erreichen suchte, ohne sich mit seinem Vater



zu entzweien, zeigt seine Charakterstärke und seine hohe Gesinnung.

Die Jahre 1840—46 können wir als seine Lehr- und Wanderjahre bezeichnen. Der Hauptgrund war, wie nicht anders zu erwarten, die Ausbildung in seinem kaufmännischen Berufe, aber es ist erstaunlich, wie Herzog daneben noch Gelegenheit fand, sich auch militärisch in hervorragender Weise weiterzubilden.

So ist er 1840 in Triest; er «studiert» aber neben der Arbeit im Kontor das dortige Zeughaus, die Schiffswerfte und das Marinemuseum von Venedig, das verschanzte Lager von Verona und die Festung Peschiera. Ein Nervenfieber zwingt ihn, nach Hause zurückzukehren. Nach Dienstleistung während der Unruhen im Freiamt reist er nach dem damals österreichischen Mailand. Er besichtigt das Lager in Lomma und Gallarate am Tessin. Als die gesamte Kavallerie und zehn österreichische Batterien in Pordenone in Venetien vereinigt sind, ist der Leutnant Herzog auch dabei. Vom Juli 1843 bis Frühjahr 1844 zu Hause, leistet er wieder Militärdienst, muss — nebenbei bemerkt — die Gewehrkontrolle in Bern und Solothurn übernehmen und wird zum Oberleutnant befördert.

Das nächste «kaufmännische» Reiseziel war Le Havre. Herzog konnte sich nicht entschliessen, möglichst rasch dorthin zu gelangen; denn da waren zunächst Strassburg mit seiner Geschützgiesserei, den Arsenalen, Kasernen, Modellsammlungen von Artillerie und Genie, ferner Metz mit der Artillerie- und Genieschule, endlich Paris mit dem Artillerie- und Marinemuseum, dem Hôtel des Invalides, den Befestigungswerken, dann die militärischen Anstalten in Vincennes; alle diese Dinge haben naturgemäss unsern jungen Artillerieoffizier aufs höchste interessiert, und er hat von ihrem Besuch reichen Gewinn davongetragen, wobei ihm seine gründliche Art des Lernens sehr nützlich war.

Dann fuhr Herzog nach England hinüber und besichtigte die militärischen Einrichtungen, Sammlungen und Werkstätten in Woolwich, Loow-Moore und Dover. In Holland sah er die Artilleriewerkstätte in Delft und in Belgien die königliche Waffenfabrik, die Geschützgiesserei, die Polytechnische Schule und das Laboratorium in Lüttich. Ebenso wertvoll wie der Besuch dieser Einrichtungen war das Bekanntwerden mit einer Reihe von Persönlichkeiten, die in ihrem Fach Bedeutendes leisteten. So lernte Herzog u. a. in Antwerpen den Obersten Timmerhans, den Direktor der Gewehrfabrik und Pyrotechnischen Schule, und Major Bormann, den Erfinder des Schrapnellzünders, kennen. Die Rückreise führte ihn über Koblenz, Wiesbaden und Karlsruhe; er hatte sich demnach in Oesterreich, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien und Deutschland umgesehen.

Die grösste Genugtuung empfand er aber gewiss, als es ihm gelang, von seinem Vater die Zustimmung zu einer Dienstleistung von mehreren Monaten (April bis November 1846) bei der reitenden Artillerieabteilung in Ludwigsburg zu erlangen. Vielleicht mag die am 13. März erfolgte Beförderung zum Hauptmann etwas beigetragen haben; denn der Vater konnte doch bei aller Strenge als guter Eidgenosse, wie er einer war, nur stolz darauf sein, dass sein Sohn mit 26½ Jahren diesen Grad erreicht hatte.

Man kann sich denken, wie Herzog diese Monate theoretisch und praktisch ausgenützt hat; er besuchte auch die Hüttenwerke in Wassarlingen und Königsbronn, die Gewehrfabrik Oberndorf und die Pulverfabrik Rottweil. Seine schlichte, gediegene Art gewann ihm überall Sympathien, und die Württemberger Kameraden liessen ihn nur ungern wieder ziehen.

Nach seiner Rückkehr widmete sich Hauptmann Herzog — wohlbemerkt neben seinem kaufmännischen Beruf — mit vermehrter Hingabe seiner militärischen Tätigkeit. Er wurde für den Unterricht der Artillerie-Rekruten verwendet, dann bemühte er sich sehr um die bessere Ausbildung



des Offizierskorps und hielt « mit grossem Eifer » Vorträge in der aargauischen Offiziersgesellschaft; denn er hatte selbst erfahren, wie notwendig es war, das geistige Niveau der Offiziere zu heben. Als er von der Militärkommission gebeten wurde, den Vorsitz im Bezirksoffiziersverein zu übernehmen, bat er mit folgenden Worten, davon Umgang zu nehmen: « Schon im Winter 1844/45 und 1845/46 machte ich vergebliche Anstrengungen, die Tätigkeit des Vereins zu heben und zu beleben. Es ist aber leider die schöne Idee, welche bei Einführung dieses Instituts zugrunde lag, in praxi an der Indifferenz und Roheit des grössern Teiles der Herren Offiziere gescheitert, und an dem dichten Schilde der Lauheit werden alle Pfeile abprallen, welche die grosse Menge zu mehrerer Tätigkeit anspornen sollte.»

Mit der nämlichen Offenheit äusserte sich Herzog, als ihm 1847 der Unterricht der Rekruten angetragen wurde. Er machte seine Bedingungen, die nach seiner Ansicht für den Erfolg derselben ausschlaggebend waren, indem er schreibt: « Es sind dieselben in meinen Augen so unerlässlich, um auf einigen Erfolg hoffen zu dürfen, dass ich kein Haar davon abgehe, so leid es mir ist, Erörterungen hervorzurufen und mich mit Aufstellung von Bedingungen quasi wichtig zu machen, was sonst nicht meine Sache ist. — Findet aber die Militärkommission in demselben zu grosse Umstände und Bedenken, und zeigt sich ein anderer Offizier, der es übernimmt, bei der bisherigen Ordnung der Dinge ein passables Ergebnis zu garantieren, so trete ich gerne zurück und gratuliere dem Kanton, wenn er Offiziere besitzt, die Leistungen zu machen imstande sind, die ich mir nicht zu erreichen schmeichle, und die à mon avis unmöglich sind.»

Die Militärkommission scheint die Bedingungen angenommen zu haben; denn Herzog kommandierte eine Rekrutenschule, dann den Wiederholungskurs der aargauischen Haubitzbatterie, und gegen Ende des Jahres begleitete er als Adjutant der 2. Artillerie-Brigade Oberst Denz-

ler im Feldzug gegen den Sonderbund, und zwar gegen Freiburg und gegen Luzern. Mit offenem Blick sah er die grossen Mängel, die damals unserem Wehrwesen anhafteten, und mit noch jugendlicher Begeisterung mag er sich vorgenommen haben, tatkräftig für die Hebung der Wehrmacht zu wirken. Diesem Vorsatz ist er mit seltener Hingabe und unermüdlicher Tatkraft treu geblieben.

Er hatte naturgemäss auch Schwierigkeiten zu überwinden. So scheinen verschiedene « Instruktoren » diesen « Mitarbeiter », der Kaufmann war, nicht als vollwertig anerkannt zu haben. Sie konnten sich beruhigen; denn der Mann wurde später ihr Chef und sogar General. Herzog wollte eben keine « Karriere » machen, es lag ihm nicht daran, obschon er fremde Armeen kannte, eine derselben im besonderen nachzuahmen und ein unserm Wehrwesen fremdes Element zu begünstigen, er wollte einfach aus Ueberzeugung seiner Waffe, der Armee und dem Lande sein Bestes geben. Das machte ihn innerlich frei und befähigte ihn, im richtigen Sinne Kritik zu üben. Diese soll nicht lähmend, sondern fördernd wirken. Das hat Herzog trefflich verstanden und hielt mit seiner Ansicht nicht zurück, sondern sagte jedem jederzeit, unter Umständen recht deutlich, seine Meinung. Aber bei aller Herbheit wurden seine Aussetzungen als das empfunden, was sie sein sollten, eine Aufforderung, die Schäden und Mängel abzustellen und in Zukunft zu vermeiden. In dieser Beziehung hat sein Bericht über die erste Truppenaufstellung im Sommer 1870 eine durchschlagende Wirkung gehabt. Derselbe ist bekanntlich sehr klar und deutlich, er sagt ohne jegliche Rücksicht, was anders werden müsse. Wie sehr im Schweizervolk dieser Appell seines Generals Herzog, die Wehr neu zu schmieden, allerdings nach einem ersten Misserfolge, gehört worden ist und Anklang gefunden hat, zeigt die Tatsache, dass das neue Wehrgesetz vom Jahre 1874, wie schon erwähnt, in Kraft erklärt werden konnte, ohne dass das Referendum dagegen ergriffen wurde.



Es war klar, dass die Wirksamkeit Herzogs nicht auf die Artillerie beschränkt blieb. «Speziell benützte er seine reichen Kenntnisse zur Hebung des Waffenwesens, ohne dabei die taktischen und organisatorischen Zielpunkte ausser acht zu lassen. So war er bald Mitglied verschiedener Spezialkommissionen über die Beschaffung und Umänderung der Gewehre, Pulverfabrikation usw.» Am 26. Februar 1850 wurde Herzog zum Major befördert, fünf Jahre später zum Oberstleutnant. Als 1856 der erste grössere Truppenzusammenzug in der Ostschweiz abgehalten wurde, war er mit dem Kommando der Artillerie betraut. Während der Truppenaufstellung bei Anlass des «Neuenburgerhandels» befehligte Herzog die Artillerie der V. Division Ziegler. Seine Erfahrungen legte er in einem beachtenswerten Bericht nieder. 1857 besuchte er Manöver in Sachsen und Württemberg. Das Jahr 1860 war für die weitere Tätigkeit Herzogs entscheidend, indem er nun ganz in den Dienst des Landes trat und seinen Beruf aufgab; es brachte ihm auch die Beförderung zum Obersten und führte ihn auf einer Studienreise neuerdings nach England, Antwerpen und Strassburg. Durch Ernennung zum «Oberstartillerie-Inspektor» wurde er von der obersten Landesbehörde an die Spitze der Artillerie gestellt. «Von nun an übernahm er mit voller Manneskraft, ausgerüstet mit reichsten Kenntnissen und Erfahrungen, die Leitung der Entwicklung der Artillerie in einer Periode, wo nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Auslande die schwierigsten Aufgaben der Artillerie entgegentraten, indem die Infanterie sie durch Einführung des gezogenen Gewehres vollständig zu überflügeln begann, wenn nicht lahmzulegen drohte.» Unbelastet von jeder Schablone, mit seiner Gründlichkeit und mit Weitblick, hat er sich dieser Aufgabe gewidmet. Mit Recht schreibt sein Biograph: «Und so sehen wir Ende der sechziger Jahre die Feldartillerie bereits mit einem einheitlichen Charakter versehen und an Geschützzahl reicher geworden.»

Daneben fand Oberst Herzog noch Zeit zu Vorträgen in Offiziersgesellschaften und in der Naturforschenden Gesellschaft. Auf seine Veranlassung entstanden in Thun, Luzern und Rapperswil neue Zeughäuser, wurden die Grundlagen geschaffen für die heutige Konstruktionswerkstätte und die eidgenössische Munitionsfabrik, sowie «der Verbesserung der Pferderegieanstalt alle Aufmerksamkeit geschenkt.» Kurse aller Art sollten die Ausbildung der Artilleriestabsoffiziere und Truppenoffiziere fördern, in denen Herzog öfters auch Unterricht erteilte. Wahrhaftig ein vollgerütteltes Mass von Mühe und Arbeit! Aber er ist darin nicht untergegangen, er bewahrte seine geistige Frische, war fröhlich und liebenswürdig und hatte gerne Freunde um sich. Wie sehr er auch mit den Fragen der Landesverteidigung vertraut war, zeigt u. a. seine Denkschrift über die Besetzung der neutralisierten Provinzen Savoyens.

So war es begreiflich, dass die Wahl Herzogs zum General allgemein begrüsst und ihm das Vertrauen des ganzen Landes entgegengebracht wurde. Er stand im besten Mannesalter und war für seine verantwortungsvolle Aufgabe vortrefflich vorbereitet. Wir werden sehen, wie er sich während der Grenzbesetzung bewährt hat. Ein würdiger Nachfolger Dufours!

Kehren wir zu der Darstellung der Ereignisse zurück.

Die Mobilmachung vollzog sich mit grosser Raschheit; zuerst bereit waren naturgemäss die Baslertruppen, Halbbataillon 80 (4 Kompagnien) und Batterie 7, welche sofort nach Eintreffen des Telegramms aus Bern einberufen wurden und schon am 16. Juli, 4 Uhr nachmittags, die Bahnhöfe und das Zeughaus besetzten. Ebenso rasch handelte man im Aargau; dieser Kanton hatte Truppen für die I., VI. und IX. Division zu stellen, nämlich fünf Infanteriebataillone, drei Scharfschützenkompagnien, eine Batterie, eine Parkkompagnie, ein Detachement Parktrain, zwei Kavalleriekompagnien und eine Sappeurkompagnie. Sofort ergingen die Befehle zum Einrücken, so dass die



Truppen am 16. Juli, 4 Uhr nachmittags, mit der Mobilmachung begannen. Noch am gleichen Tage konnte die Bereitschaft der drei Scharfschützenkompagnien 15, 38 und 40, sowie der Sappeurkompagnie 3 nach Bern gemeldet werden. Das Eidgenössische Militärdepartement ersuchte die kantonale Regierung, diese Truppen noch am nämlichen Abend oder in der Nacht nach Basel transportieren zu lassen, damit sie möglichst bald mit dem Grenzschutz beginnen könnten. In der Nacht trafen sie dort ein.

Bern musste etwa ein Drittel aller aufgegebenen Kontingente (12 000 von 37 000 Mann) stellen. Die Scharfschützenkompagnien 4 und 7 wurden für den 16. Juli, 2 Uhr nachmittags, aufgegeben, die Kompagnie 1 auf 9 Uhr morgens am 17. Juli; am Abend dieses Tages waren die Kompagnien in Basel. Der Rest rückte am 17. und 18. Juli ein.

Luzern bot drei Scharfschützenkompagnien und zwei Bataillone für den 18. Juli, 10 Uhr morgens, auf, der Rest des etwa 3000 Mann betragenden Kontingentes rückte am nächsten Tage ein.

In Zürich wurde die Mobilmachung durch die Ausrüstung des Auszuges mit dem kleinkalibrigen Gewehr etwas verzögert.

In Liestal rückte die Scharfschützenkompagnie 19 am 16. Juli ein, am 17. war sie ebenfalls in Basel, die andern Truppen mobilisierten am 17.

Die Botschaft des Bundesrates vom 8. Dezember 1870 weist darauf hin, dass die kantonalen Behörden, die zu dem erlassenen Aufgebot Truppen zu stellen hatten, « die grösste Bereitwilligkeit zeigten, den Anordnungen der Bundesbehörden Folge zu leisten », auch die Mannschaften folgten dem Aufruf zu den Waffen mit grossem Eifer. « So war es möglich, namentlich auch infolge der ausgezeichneten Leistungen der Eisenbahngesellschaften, dass schon am 16. Juli in der Nacht Truppen in Basel eintrafen und am 19. Juli, also drei Tage nach dem Aufgebot, vier Divisionen (I., II., VI., VII.) in den ihnen angewiesenen Quar-



General Herzog.  
1819—1894.





Originalkomposition von G. Roux.  
Entwaffnung der Bourbaki-Armee in Les Verrières (Februar 1871).

tieren standen.» Vier Scharfschützenkompagnien und fünf Bataillone der IX. Division waren am 17. Juli in und um Luzern versammelt, die erstern wurden noch am gleichen Tage nach Schaffhausen und Bülach transportiert, die Tesiner Truppen trafen bis Ende Juli ebenfalls bei der Division ein, zuerst marschierte am 21. Juli die Scharfschützenkompagnie 44 über den Gotthard.

Der Eifer und die Raschheit waren lobenswert, aber dabei war die Gründlichkeit zu kurz gekommen; denn manche Truppen waren nicht vollständig mobilisiert in die Sammelräume abgegangen. «Die Folge davon war», wie der Bundesrat berichtete, «eine ungeahnte Friktion, welche sich im Anfang durch den Nachschub an Personellem und Materiellem kundgab und die beim Aufgebot aller Truppen höchst lähmend auf die Schlagfähigkeit der Armee hätte einwirken müssen. Sodann zeigte sich bei den Führern der taktischen Einheiten sowohl als auch bei höhern Truppenführern eine bedenkliche Unbehilflichkeit mit Bezug auf die Wahl der Mittel, um das Fehlende zu ergänzen und einen sofortigen, gehörigen Dienstgang zu erstellen.» Um nur ein Beispiel anzuführen, wie es zum Teil mit der Munitionsausrüstung stand, mag erwähnt werden, dass eine Kompagnie des Bataillons 19 auf den Mann zehn Patronen erhielt beim Einrücken, und es einen Monat dauerte, bis das Bataillon die ihm zukommenden 72 160 Patronen erhielt.

Die Stärke der aufgegebenen Truppen betrug 37 420 Mann mit 3541 Reit- und Zugpferden, und zwar:

|                                               |          |
|-----------------------------------------------|----------|
| Grosser Stab und Guidenkompagnie . . .        | 104 Mann |
| I. Division Egloff, Tägerwilen . . . . .      | 8296 »   |
| II. » v. Salis Jac., Jenins . . . . .         | 8316 »   |
| VI. » Stadler, Zürich (vom 29. Juli an) . . . | 7377 »   |
| VII. » Isler, Kaltenbach . . . . .            | 7368 »   |
| IX. » Schädler, Aarau . . . . .               | 5959 »   |

37420 Mann

mit 66 Feldgeschützen, nämlich:



4 Feldbatterien mit 24 10-cm-Geschützen  
7 Feldbatterien mit 42 8-cm-Geschützen

11 Feldbatterien mit 66 Geschützen

Gemäss der den Divisionskommandanten am 17. Juli von dem Eidgenössischen Militärdepartement erteilten «Instruktion» waren die Truppen nach der Besammlung in folgende Aufstellung zum Schutze der Grenze marschiert:

I. Division, Hauptquartier Basel, besetzte die Kantone Baselstadt und Baselland.

Die II. Division hatte aus ihrer Besammlung bei Biel nach Delsberg, Laufen und Pruntrut vorzurücken, Hauptquartier Delsberg.

Die VII. Division sollte im Fricktal, längs dem Rhein, von Brugg bis Rheinfelden «Stellung nehmen». Hauptquartier Frick.

Die VI. Division kam in weite Kantonnements an der Aare und Emme. Hauptquartier Münchenbuchsee.

Die IX. Division sollte im Gebiete zwischen Limmat, Rhein und Töss Unterkunft beziehen, Hauptquartier Bülach. Ein Detachement, bestehend aus einem Bataillon, einer Batterie, einer Dragoner- und einer Sappeurkompanie, war nach Schaffhausen vorzuschieben. Von dieser Division stand die 25. Brigade noch im Tessin und sollte von derselben herangezogen werden.

General Herzog verlegte sein Hauptquartier nach Olten. Er änderte zunächst nichts an dieser Aufstellung und sorgte vor allem für die Ergänzung des «Grossen Stabes», die Sicherstellung der Verpflegung, sowie die Einrichtung kleinerer Aufnahmespitäler in der Nähe der Hauptquartiere der Divisionen und von Pferdekuranstalten. Ferner musste einzelnen Korps die noch fehlende Gewehrmunition nachgeliefert werden.

Die inzwischen vom 22.—26. Juli eingegangenen Nachrichten besagten folgendes:

Die Departemente am Oberrhein und zwischen Rhein und Mosel werden am 22. Juli als Kriegsgebiete erklärt.

Das I. französische Korps (Mac Mahon) besammte sich bei Strassburg, das VII. Korps (Douai) bei Belfort.

Zahlreiche Truppentransporte auf den Linien St. Ludwig, Mülhausen, Colmar. — In Belfort sollten 50—60 000 Mann versammelt sein.

Im Elsass Requisition zahlreicher Landfuhrwerke.

Amtliche Aufforderung des Bürgermeisters von Burgfelden an die Einwohner, die «Felder zu räumen, da grössere Lager in der Nähe von Basel eingerichtet und Geschützstellungen vorbereitet werden sollten».

Die Versammlung der deutschen Hauptkräfte bei Mannheim und in Rheinbayern, 3. Armee (Kronprinz) zwischen Mannheim und Rastatt.

Das badische Oberland nicht besetzt.

Vormarsch badischer und württembergischer Truppen (letztere etwa 18 000 Mann) von Donaueschingen nach dem Rhein, rechter Flügel Richtung Freiburg, linker Flügel Richtung Basel (unrichtige Meldung).

Das Ergebnis dieser Nachrichten waren voraussichtliche Operationen der Hauptkräfte beider Armeen zwischen Rhein und Mosel. Dabei war es denkbar, dass die Franzosen eine Nebenaktion gegen den Oberrhein und nach dem Schwarzwald unternehmen würden. Jedenfalls sah sich General Herzog veranlasst, am 27. Juli die I. Division etwas näher bei Basel zu versammeln, die VII. Division mit ihrem linken Flügel bis an das rechte Ufer der Ergolz zu verschieben und zwei Brigaden der IX. Division in die Gegend von Baden und Brugg (Hauptquartier) marschieren zu lassen, während die dritte Brigade derselben bei Schaffhausen den Grenzschutz übernahm.

Vom 29.—31. Juli liefen weitere Meldungen ein:

Eintreffen General Douais mit seinem Stabe in Belfort. Zwischen Altkirch und Pfirt sollten 60 000 Mann stehen, in Hünningen werde eine starke Besatzung erwartet, das dort befindliche Depotbataillon sei abmarschiert und durch



das 23. Linienregiment ersetzt worden, ferner die Einberufung der Rekruten und der Mobilgarde.

Einem Vorschlag, infolgedessen die Grenztruppen noch mehr bei Basel zu vereinigen, gab General Herzog keine Folge, er wollte die weiteren Ereignisse zunächst ruhig abwarten, zudem schien Basel durch das Heranziehen einer zweiten Division genügend gesichert.

Anfangs August veranlasste das Erscheinen württembergischer Truppen längs unserer Nordgrenze die Alarmierung der VII. und I. Division und den Bezug der Stellungen, die für diesen Fall vorgesehen waren. Das hatte folgende Ursache. Zur Beruhigung der begreiflicherweise besorgten Bevölkerung Süddeutschlands hatte der württembergische Kriegsminister, Generalleutnant von Sukow, eine fliegende Kolonne unter dem Befehl des Obersten von Seubert, bestehend aus dem 6. Infanterieregiment (zwei Bataillone zu acht Kompagnien, einer Ersatzschwadron und einer Ersatzbatterie [vier Geschütze]) von Ulm nach Donaueschingen transportieren lassen und von dort nach dem Schwarzwald und dem Rheintal gesandt mit dem Auftrag, dem Gegner den Anmarsch starker Kräfte vorzutäuschen. Am 1. August brach das Detachement von Donaueschingen auf, tags darauf erschienen Abteilungen an unserer Nordgrenze bei Stühlingen an der Schaffhausergrenze; in Waldshut wurden zwei Kompagnien möglichst offensichtlich verladen und nach Warmbach gegenüber Rheinfeldern transportiert. Von dort marschierten sie noch abends nach Lörrach, wo von Landleuten ein Lager vorbereitet worden war. Um recht viel Aufsehen zu erregen, waren der Truppe Fackelträger entgegengekommen. Oberst von Seubert hatte die Kolonne begleitet. Trommelwirbel und Trompetensignale sollten die Täuschung über die Anwesenheit grösserer Truppenkörper vermehren.

Die Vorkommnisse wurden naturgemäss deutlich von unsern Grenztruppen beobachtet und veranlassten den erwähnten Alarm. Auf dem linken Rheinufer regte sich

nichts, obwohl nach Lörrach gemeldet worden war, « dass das 4. französische Husarenregiment als Avantgarde des Korps Douai in Hünningen eingetroffen sei ». In ähnlicher Weise waren Detachierungen weiter rheinabwärts vorgeschickt worden.

Um die Täuschung nicht gleich erkennen zu lassen, verschwand Seubert mit seinen Kompagnien am 3. August wieder aus der Gegend von Lörrach.

Das Unternehmen hatte Erfolg, die Täuschung des Gegners gelang; denn als das Eintreffen deutscher Truppen bei Hünningen bekannt wurde, erhielt am gleichen 3. August der Kommandant des VII. Korps vom Kaiser den Befehl, entgegen der früheren Bestimmung nur die Division Conseil Dumesnil zu Mac Mahon zu senden, der Rest sollte « zur Sicherung des obern Elsass dort bleiben ». Am 5. und 6. August war die Division Liebert vom VII. Korps in Mülhausen vereinigt. So fehlten diese Streitkräfte in der Schlacht bei Wörth, wo sie nützlicher hätten verwendet werden können.

Als infolgedessen Seubert Nachrichten von einem beabsichtigten Rheinübergang der bei Mülhausen stehenden Franzosen bei Rheinweiler erhielt, zog er alle verfügbaren Kräfte am Rhein von Schliengen bis Istein zusammen. Doch Douai dachte an keinen Angriff, sondern zog in aller Eile am 7. August nach Belfort ab, da ihm ein Vorgehen starker deutscher Kräfte gemeldet worden war und er den Ausgang der Schlacht bei Wörth erfahren hatte. Am gleichen Tage wollte Seubert seinerseits bei Rheinweiler und Kirchen (südlich Istein) über den Rhein, « um die Verbindungen Strassburgs mit Südfrankreich zu unterbrechen ». Er wurde aber von Karlsruhe aus zurückberufen und zog am 10. August ab. Die Folgen des rasch durchgeführten Rückzuges der Franzosen nach Belfort bekamen unsere Grenzbewachungstruppen zu spüren, indem die Bevölkerung aus Furcht vor einem deutschen Vormarsch im Oberelsass scharenweise — « es war eine richtige Auswanderung » — auf unserm Boden Zuflucht suchte.



Im übrigen wurde bei den Truppen, die nicht durch den Grenzwachtdienst in Anspruch genommen waren, tüchtig geübt und die Ausbildung durch Märsche und Sicherungsdienst, Zielschiessen — auch die Batterien hielten nach Möglichkeit Schiessübungen ab — und « Wiederholung aller Dienstzweige » nach Kräften gefördert.

Auch bei den Stäben herrschte rege Tätigkeit. Der Chef des Generalstabes liess die Juraübergänge über den Hauenstein und das Gempenplateau erkunden, ferner Stellungen vor und hinter der Birs bei Basel. Offiziere des Geniestabes und der Artillerie bearbeiteten Befestigungen am Bruderholz und auf dem Hochfeld, zwischen Basel und Stein wurde die Zerstörung sämtlicher Brücken vorbereitet und Material bereitgestellt. Sappeurkompagnien erstellten eine Kolonnenbrücke über den Birsig, Wege am Blauen und längs der französischen Grenze, Geschützstellungen zum Schutze verschiedener Brücken. Der Geniechef liess den Truppenkommandanten eine Instruktion über Feldbefestigungen zugehen. Diese erhielten zudem eine gedruckte Anleitung für die Manöver, für Uebungen im Brigade- und Divisions-Verbande. « Leider schritt », wie General Herzog in seinem Berichte sagt, « neben dem Dienst und den mehrfachen Dislokationen die Einübung der verschiedenen Dienstzweige nicht in dem Masse voran, dass auch noch vor Entlassung der Truppen Manöver in der Brigade und Division mit vereinigten Waffen hätten stattfinden können ».

Mitte August wurde im Interesse der Ausbildung die I. Division durch die VII., die II. durch die VI. Division abgelöst. Die Märsche hatten unter Annahme einer taktischen Lage, also « in Feindesnähe » zu geschehen.

Besondere Aufmerksamkeit widmete General Herzog dem Transportwesen und dem Telegraphendienst, eine besondere Abteilung des Generalstabes hatte sich damit zu befassen und sammelte « nicht bloss ein wertvolles statistisches Material über die Leistungsfähigkeit aller schweizerischen Bahnen und Telegraphen, sondern arbeitete

Vorbereitungen zu grösseren Truppenbewegungen aus ». Es dürfte angezeigt sein, sich das damalige Eisenbahnnetz zu vergegenwärtigen.

Es bestanden folgende Verbindungen:

Genf—Lausanne—Freiburg—Bern—Olten—Aarau—Zürich.

Lausanne—St-Maurice—Sierre.

Lausanne—Yverdon—Neuchâtel—Neuenstadt—Biel.

(Von Eclépens, beziehungsweise La Sarraz, zweigte eine Linie nach Jougne ab.)

Neuchâtel—Pontarlier.

Neuchâtel—La Chaux-de-Fonds—Le Locle.

Biel—Solothurn—Herzogenbuchsee.

Biel—Bern—Thun.

Bern—Langnau.

Olten—Basel.

In der Ostschweiz war Zürich über Winterthur verbunden mit Schaffhausen, mit Romanshorn—Rorschach, mit St. Gallen—Rorschach, über Altstetten—Zug mit Luzern, über Uster—Rapperswil—Weesen (Abzweigung nach Glarus)—Sargans mit Chur. Ferner die Linie Rorschach—Sargans.

Wir sehen somit, dass für Transporte nach der Westgrenze die Verbindungen eine grosse Lücke aufwiesen, indem in dem Gebiet zwischen Basler und Neuenburger Jura keine Eisenbahnlinie vorhanden war. Die Umständlichkeit der Transporte zeigt folgendes Beispiel: Als das Bataillon 56 nach Beendigung seines Grenzdienstes nach seinem Korpassammelplatz Freiburg zurückkehrte, wurde es am 24. November 1870 in Neuenburg 6.35 verladen und gelangte über Biel—Bern am Abend an seinen Bestimmungsort. Die Marschstrecke Neuenburg—Freiburg beträgt 35 Kilometer.

Ueber den Transport des Waadtländer Schützenbataillons 5 am 25. Januar 1871 von Morges nach Biel schreibt ein Teilnehmer: « Der Verlad in die alten Wagen der III. Klasse dauerte lange. Man kennt diese Fahrzeuge.



Die Türen sind zu eng, um einen Mann mit dem Sack auf dem Rücken eintreten zu lassen und die Decke ist zu niedrig, um sich aufrecht zu halten. Keine Möglichkeit zu heizen.» Dieser Nachteil machte sich während der Besetzung der Ajoie von Anfang Oktober an und bei der Verschiebung der Grenztruppen im Januar 1871 bemerkbar.

An Material war vorhanden:

248 Lokomotiven, 911 Personenwagen mit 41 000 Plätzen, 1769 Güterwagen, die für einen Transport von 11 000 Pferden hinreichten, und 1925 Wagen verschiedener Art.

Dazu kam, dass diese Linien von nicht weniger als acht Gesellschaften betrieben wurden.

Der weitere Verlauf der Operationen der kriegführenden Armeen gestattete, die Grenzbesetzung aufzuheben und die Truppen zu entlassen, bis Ende August waren sie wieder zu Hause. Am 26. August wurden der General und der Generalstabschef beurlaubt, «bevor noch alle Truppen in die Heimat zurückgekehrt waren».

Um Basel noch nicht ganz ohne Schutz zu lassen, wurde Ende August ein Schützenbataillon, bestehend aus zwei Waadtländer und zwei Walliser Kompagnien, dorthin befohlen. Zürcher Schützen lösten diese am 30. September ab, am 4. November wurde die Besetzung aufgehoben.

In erfreulicher Weise hatte die Bevölkerung an der Grenzbesetzung Anteil genommen. Am 17. Juli 1870 bildete sich unter dem Vorsitz von Bundespräsident Dubs ein Hilfskomitee für die Familien der unter die Waffen gerufenen Schweizer Soldaten. Die Botschaft des Bundesrates vom 8. Sept. 1870 berichtet darüber: «Auch die Hilfeleistung nach innen zugunsten der Familien der unter die Waffen gerufenen Miteidgenossen und der anderweitig durch den Krieg Betroffenen wurde in aner kennenswerter Weise angeregt und durchgeführt. Die Privatwohlthätigkeit und das Wirken der in allen Teilen der Eidgenossenschaft ge-

bildeten Hilfsvereine zeigten sich der von denselben übernommenen Aufgabe vollkommen gewachsen, und es konnte von allen weitergehenden Massnahmen Umgang genommen werden.» Als Beispiel mag angeführt werden, wie der Staatsrat von Neuenburg die Gemeinden einlud, dafür besorgt zu sein, dass es den Familien der aufgebotenen Wehrmänner «weder an Nahrung, noch an Kleidung, noch an Unterkunft fehle, und dass die Feldarbeiten ausgeführt würden.»

So kurz dieser Grenzdienst war, so dauerte er doch lange genug, um zu zeigen, welche Mängel bei unserem Wehrwesen vorhanden waren. Bei einem für die damaligen Verhältnisse starken Aufgebot von Truppen mussten diese um so deutlicher zutage treten. General Herzog hat in dem schon mehrfach erwähnten Bericht vom 22. November 1870 darauf hingewiesen. Wir müssen uns auf die wichtigsten Punkte beschränken. Bei dem ausgesprochenen Wirklichkeitssinn Herzogs ist es zu verstehen, dass er hauptsächlich vor «Illusionen» warnt, «wenn man mit dem Vorhandensein einer verhältnismässig grossen, wohl ausgerüsteten Armee focht und in der Stunde der Gefahr und der Prüfung gar manches sich als fehlend oder mangelhaft herausstellt».

Auch mit einer andern Selbsttäuschung machte General Herzog ein Ende. Wenn in dem Bestreben, eine zahlenmässig möglichst «starke» Armee zu haben, Tausende, die gar nicht fähig sind, Strapazen zu ertragen, eingereiht werden, so widerspricht das jeglicher vernünftigen Ueberlegung; «denn solche Krieger füllen in wenig Tagen die Spitäler, bevor noch ein Schuss abgefeuert wurde, verursachen somit ganz unnütze Kosten für die Bewaffnung, Equipierung und Ausbildung und bilden vielerlei Hemmnisse und Kosten im effektiven Dienste». Man hätte dieses Streben nach einer starken Armee den nach Ueberlieferung in militärischen Dingen sparsamen Eidgenossen gar nicht zugemutet.



Sehr schlimm stand es mit dem Verantwortlichkeitsgefühl verschiedener Kantonsregierungen gegenüber dem Bund, « welche in unbegreiflicher Nachlässigkeit zurückgeblieben und nach vollen zwanzig Jahren dem Gesetze über Militärorganisation vom 8. Mai 1850 noch nicht Genüge leisteten ».

In Zusammenhang damit war die grosse Verschiedenheit in der Ausbildung, gab es doch Bataillone, « welche das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit Trauer erfüllen mussten », und « wo die taktische Brauchbarkeit der Truppe noch auf niedrigster Stufe stand ». Solche Verhältnisse verlangten tatkräftige Abhilfe. Diese konnte nur durch Verlängerung und Vereinheitlichung des Unterrichts erreicht werden.

Die Mängel hoben sich um so mehr ab, da es Kantone gab, die ihren Pflichten nach Möglichkeit nachgekommen waren und Truppen zu dem Bundesheere stellten, die weitgehenden Anforderungen entsprachen. So darf denn Herzog seinen Bericht schliessen mit dem Hinweis auf den « vorzüglichen Geist, der alle Truppen (mit seltenen Ausnahmen) bis zum Ende des Dienstes durchweht hat ». Er spricht die Hoffnung aus, dass bei einer unter Umständen wieder nötig werdenden Grenzbesetzung « dieselbe Opferwilligkeit des ganzen Landes neuerdings sich kundgeben möge ». Er sollte nicht getäuscht werden.

Am 27. September hatte Strassburg kapituliert. Es war zu erwarten, dass nun die Deutschen im Oberelsass erscheinen und vor Belfort ziehen würden. Schon vor Ende des Monats war die 4. Reservedivision bei Freiburg-Alt Breisach-Schliengen bereit, um bei Neuenburg den Rhein zu überschreiten, und die Neubildung des XIV. Armeekorps unter General von Werder liess auf Unternehmungen in der Nähe unserer Grenze schliessen. So war die Notwendigkeit einer neuen Grenzbesetzung in sicherer Aussicht. Jedenfalls bedingte die Belagerung einer Festung wie Belfort, die nur 20 km von der Grenze entfernt

war, dass man ihr und sicher zu erwartenden Entsatzversuchen die grösste Aufmerksamkeit schenkte.

Man hätte nun wohl annehmen können, dass der General und sein Stab wieder in Tätigkeit treten würden. Aber das war nicht der Fall. Der Bundesrat, bzw. das Eidgenössische Militärdepartement, glaubte die Aufgabe eines genügenden Grenzschutzes selbst lösen zu können. Die Richtigkeit dieser Auffassung darf füglich bezweifelt werden. Ja, wenn es sich lediglich darum gehandelt hätte, einige Bataillone als Posten an der Grenze zu verteilen, um den Kriegführenden die Grenzlinie deutlich zu machen; das konnte am Ende auch eine Verwaltungsbehörde besorgen. Aber damit war die « Sicherstellung des schweizerischen Gebietes », wie sie die Bundesversammlung am 16. Juli 1870 beschlossen hatte, nicht gewährleistet; denn dazu gehörte eine angemessene Truppenmacht, die jede Grenzverletzung auch zu verhindern vermochte. Das war demnach eine Angelegenheit der Armee und ihres verantwortlichen Führers. Auch konnte er wohl besser als jede Behörde die Entwicklung der Operationen der Kriegführenden mit dem nötigen Verständnis verfolgen und die Rückwirkung auf den Schutz des Landes richtig beurteilen.

Es mögen verschiedene Gründe zu diesem Verhalten der Oberbehörde vorhanden gewesen sein. Ohne näher darauf einzutreten, dürfte doch bei etwas eingehender Betrachtung der damaligen Verhältnisse erwähnt werden, dass wieder einmal, wie so oft in unserer Geschichte, das Bestreben im Hintergrunde stand, einen neuen Grenzschutz mit möglichst wenig Unkosten durchzuführen. Nun ist ja die Sparsamkeit an sich nicht verwerflich, aber sie muss ebenso gewiss am richtigen Ort und zur richtigen Zeit durchgeführt werden; denn leicht kann ein viel grösserer Schaden daraus entstehen, als das « Ersparte » darstellt. Im ferneren scheint in massgebenden Kreisen eine gewisse Abneigung gegen allzu grosse Anstrengungen gewesen zu sein in der Annahme, die Gefahr werde auch wieder vorbeigehen. Dieses Urteil mag auf den ersten Blick



etwas hart erscheinen, wer aber der Sache auf den Grund sieht, wird es bestätigt finden.

Am 3. Oktober bot der Bundesrat die 3 Auszügerbataillone der Infanterie-Brigade 9 auf, es waren die beiden Waadtländer Bataillone 46 und 70 und das Freiburger Bataillon 56, ferner Dragoner-Kompagnie 15 (Waadt) und Ambulance 19. Die Truppe traf am 6. Oktober mit Eisenbahntransport in Biel ein und marschierte am 7. von dort nach der Ajoie. Am 11. hatte sie die 60 km nach Pruntrut im « Kriegsmarsch » zurückgelegt. Die Brigade stand unter dem direkten Befehl des Eidgenössischen Militärdepartements. Verschiedene Begegnungen mit Deutschen und Franzosen bewiesen die Notwendigkeit der Besetzung der Grenze.

Am 3. November hatte die Einschliessung von Belfort begonnen, bis am 8. November war sie vollendet, « als Stützpunkt des Belagerungskorps » wurde Montbéliard eingerichtet, tags darauf besetzten deutsche Truppen Delle und einige Tage später Abévillers.

Mitte November erfolgte die Ablösung durch Brigade 8 und die Waadtländer Dragoner-Kompagnie 17. Sie bestand aus den Bataillonen 23 (Neuenburg), 45 (Waadt) und 84 (Genf). Nach der Versammlung in La Chaux-de-Fonds marschierten die Truppen am 17. von dort ab und erreichten die Ajoie am 19. November. Schon zwei Tage später erhielt das Bataillon 45 den Befehl, wieder nach dem Kanton Neuenburg zu marschieren; am 25. in Saignelégier eingetroffen, kam ein Gegenbefehl, das Bataillon kehrte nach Pruntrut zurück.

Dieses an und für sich nicht sehr wichtige Vorkommnis ist aber erwähnenswert, weil es zeigt, welches Verhältnis damals noch zwischen Bund und Kantonen vorhanden war, und mit wie wenig Ueberlegung im Grunde genommen Verfügungen getroffen wurden. Der Bundesrat, bzw. das Eidgenössische Militärdepartement, hatte es für nötig befunden, « mit Rücksicht auf den Verlauf der Operationen jenseits der Grenze », das Tal von La Brévine

besetzen zu lassen und dies dem Staatsrat von Neuenburg mitgeteilt. (Die Strecke La Brévine-Pruntrut beträgt 82 km.) Das hatte eine ganz unerwartete Wirkung. Die Kantonsbehörde sandte ihren Präsidenten, Eugen Borel, nach Bern, um dem Bundesrat ihre « Befürchtungen » wegen dieses Beschlusses mitzuteilen. Durch die Aussprache mit der Oberbehörde konnten diese beseitigt werden, aber mit Schreiben vom 26. November bestätigte der Staatsrat von Neuenburg, dass die Aussicht auf eine Besetzung von La Brévine durch eidgenössische Truppen im ganzen Kanton bei der Bevölkerung die « unwiderstehliche Besorgnis » habe aufkommen lassen, der Beschluss des Bundesrates beruhe wohl auf « politischen Erwägungen, die auf die früheren Beziehungen Neuenburgs zu Preussen » in Verbindung stünden, und dass solche Befürchtungen in keiner Weise berechtigt seien. Dem Bundesrat war begreiflicherweise daran gelegen, diese Besorgnisse zu beseitigen, und er erliess den erwähnten Gegenbefehl.

Welche Nachrichten das Eidgenössische Militärdepartement zu seinem Beschlusse veranlasst haben, ist nicht recht ersichtlich; denn im November konnte die Lage jenseits der Neuenburgergrenze nicht sehr gefährlich erscheinen. Die Belagerungsgeschütze von Belfort eröffneten ihr Feuer erst am 3. Dezember, und der Transport der französischen Ostarmee von der Loire nach der Saône zum Entsatz dieser Festung begann erst am 23. Dezember. Die Massnahme des Eidgenössischen Militärdepartements ist auch deshalb schwer verständlich, weil einerseits ein einzelntes Bataillon, und dazu ausgerechnet in La Brévine, kaum einen sichern Grenzschutz durchführen konnte, anderseits die Besetzung der gefährdeten Ajoie um einen Drittel geschwächt wurde. General Herzog hätte der Truppe den nutzlosen Hin- und Hermarsch sicher erspart, die Lage richtig beurteilt und darnach seine Verfügungen getroffen, allerdings nicht vom « grünen Tisch » aus.

Anfangs Dezember wurde infolge von « Truppenbewegungen in der Nähe der Grenze und der zahlreichen



Flüchtlinge, die von allen Seiten sich einstellten », das Bataillon 23 in den Abschnitt Rodersdorf-Basel-Riehen verschoben. Wäre das Bataillon 45 wirklich nach La Brévine gekommen, so hätte man demnach auf der Front von dort über die Ajoie bis Basel im ganzen drei Bataillone und eine Dragoner-Kompagnie verteilt. In der Tat eine « sparsame Grenzbesetzung », aber kein Grenzschutz.

Es ist zu verstehen, dass es bei einer solchen Auffassung von der Sicherstellung des Landes zu Unstimmigkeiten zwischen der Oberbehörde und dem General kommen musste. So hatte Herzog Ende November seinen Rücktritt vom Kommando bei dem Bundesrat eingegeben. Als er dann noch in der Bundesversammlung Angriffen ausgesetzt war, wiederholte er sein Entlassungsgesuch bei dem Präsidenten derselben. Diesen Entschluss hatte er, wie er schreibt, « nur nach längerem innerem Kampfe und reiflicher Ueberlegung » gefasst.

Bei Bekanntwerden dieses Schrittes zeigte es sich, welches Ansehen und unbedingtes Vertrauen General Herzog im ganzen Lande und besonders in der Armee genoss. « Aus allen Gauen kamen Zutrauensadressen, die den dringendsten Wunsch zur Beibehaltung des Oberkommandos aussprachen. » Auch in der Bundesversammlung zeigte sich dieselbe Auffassung und sie beschloss, dem Gesuch des Generals nicht zu entsprechen; denn « die äussere Lage ist derart, dass man unter keinen Umständen an eine Aenderung im Armeekommando denken kann ». Trotzdem sorgte das Eidgenössische Militärdepartement von sich aus für den weitem Grenzschutz und stellte, wie wir sehen werden, erst am 18. Januar dem General anheim, das Kommando wieder zu übernehmen. Das war 14 Tage vor dem Uebertritt der französischen Ostarmee. Was Herzog in dieser kurzen Zeit in der Stunde der Gefahr geleistet hat, darf bei Volk und Armee nie in Vergessenheit geraten. Dank seiner Charakterstärke und Tatkraft hat er grosse innere und äussere Schwierigkeiten überwunden.

Kehren wir zu den Ereignissen zurück. Am 2. Januar kam es zu einem Gefechte zwischen Croix und Abévillers, infolgedessen 180 Mann des Freikorps der « Todesrächer » bei Fahy und Grandfontaine über die Grenze kamen und entwaftet wurden.

In den nächsten Tagen erfolgte die Ablösung der achten Brigade durch die am 26. Dezember von dem Bundesrat aufgegebenen Truppen der siebenten Brigade und die Dragoner-Kompagnie 7. Die Bataillone 20 (Genf) und 39 (Freiburg) marschierten am 5. bis 7. Januar von Biel nach Pruntrut, Bataillon 10 (Waadt) wurde am 5. Januar direkt nach Basel transportiert, um Bataillon 23 abzulösen. Inzwischen war der Kommandant der III. Division, Oberst Aubert, am 3. Januar in Pruntrut eingetroffen. Je nach den Verhältnissen sollte er die Entlassung der achten Brigade bestimmen, auch erhielt er die Befugnis, unter Umständen die Bataillone 67 und 69, die dem besetzten Landesteil angehörten, aufzubieten. An Ort und Stelle konnte er die Lage besser beurteilen, als es in Bern möglich war. Klar erkannte er die Gefahr, « welche das Gelände der Ajoie bedrohte, da es der Angriffsbewegung der von Südwesten anrückenden Truppen offen stand ». Noch am gleichen Abend verlangte er vom Eidgenössischen Militärdepartement eine Verstärkung der Grenzbewachung; denn er sah voraus, dass er die achte Brigade nach einem Ablösungsdienst von zwei Monaten, der bei der schwachen Besetzung und dem harten Winter ermüdend gewesen war, bald werde entlassen müssen. Am 11. Januar konnte die achte Brigade den Rückmarsch durch die Freiberge nach La Chaux-de-Fonds bei knietiefem Schnee antreten. Von dort erfolgte der Heimtransport.

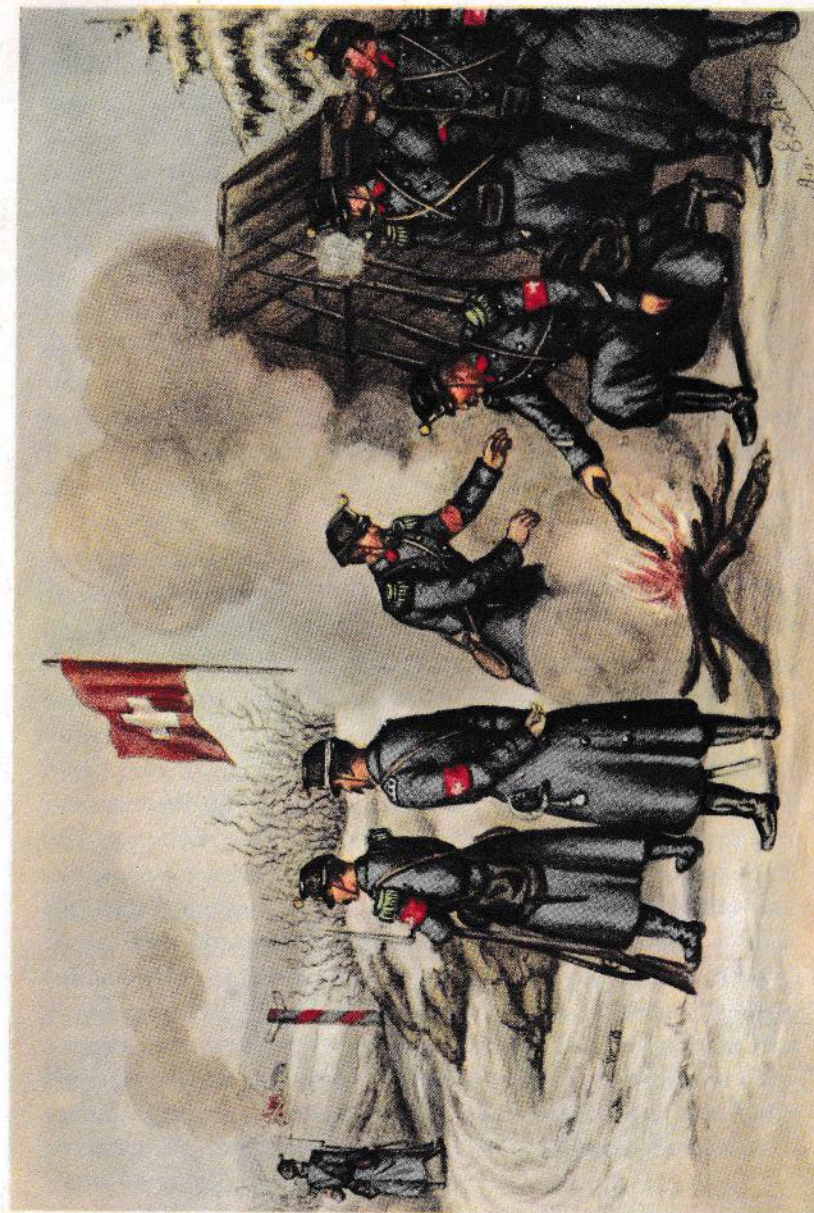
Am 10. Januar liess Aubert das Bataillon 10 von Basel herankommen; es traf am 12. Januar in der Ajoie ein.

Am 11. Januar gingen Nachrichten ein von dem Vormarsch der französischen Ostarmee von Besançon aus zum Entsatz von Belfort und von den deutschen Abwehrmassnahmen. (Am 9. Januar hatte das Gefecht bei Villessexel,



34 Kilometer südwestlich Belfort, stattgefunden.) Aubert meldete sofort nach Bern und verlangte die Einberufung der Offiziere des Stabes der III. Division. Tags darauf wurde die Absicht der Franzosen bestätigt, zugleich erfuhr man, dass die Armee von Werder auf 40 000 Mann verstärkt worden sei, ferner das Eintreffen von 6000 Franzosen in Pierrefontaine und 4000 Deutschen in Croix. Unverzüglich ging der Bericht des Divisionskommandanten an das Eidgenössische Militärdepartement weiter mit dem dringenden Ersuchen um genügende Verstärkung. Sollte diese nicht gewährt werden, werde er das Kommando nicht weiterführen können. Man hätte nun füglich erwarten dürfen, dass das Eidgenössische Militärdepartement die Gefahr erkannt und einen derselben entsprechenden Entschluss gefasst hätte. Dies um so mehr, da in der Presse nachgerade die wachsende Beunruhigung über die viel zu schwache Besetzung der Grenze deutlich zum Ausdruck gelangte und Oberst Aubert zu den angesehensten Truppenführern gehörte, dessen Hinweise auf die drohende Gefahr ernst genommen werden mussten, war er doch bei der Ernennung eines Oberbefehlshabers im Vordergrund gestanden, hatte aber auf die Würde verzichtet.

Als er am 12. Januar keine Antwort aus Bern erhielt, wiederholte er seine Vorstellungen und schrieb unter anderem: « Unsere Posten sind so schwach, stehen so weit auseinander, dass sie ohne die Möglichkeit, das Hauptquartier davon zu benachrichtigen, aufgehoben werden könnten. Wie soll man mit so wenig Besetzungstruppen bei einem Einbruch, der nicht ausgeschlossen ist, Widerstand leisten? Man könnte höchstens einige Leute töten, um wenigstens die Ehre der Fahne zu retten ». Aubert verlangte das sofortige Aufgebot einer Division. Es war wirklich keine Zeit zu verlieren; denn mit dem Einrücken auf den Korpsammelplätzen, besonders wenn diese etwa noch in der Ostschweiz lagen, waren die Truppen noch nicht an der Grenze. Wir haben gesehen, dass diese von der am nächsten gelegenen Ausladestation Biel noch zwei



A. v. Escher.

1871: Genfer Truppen (Chasseurs) an der Grenze.



bis drei Tagesmärsche zurückzulegen hatten, bis sie an der Grenze bereitstehen konnten.

Was unternahm das Eidgenössische Militärdepartement? Es erinnerte am 13. Januar Aubert an sein Verfügungsrecht über die Bataillone 67 und 69, im übrigen werde es in einigen Tagen eine bestimmte Antwort erteilen. Um aber doch etwas zu tun, lud das Eidgenössische Militärdepartement den Staatsrat von Neuenburg ein, « für den Fall, dass unerwarteterweise durch den Uebertritt von Versprengten die Neuenburgergrenze bedroht würde, vorzusorgen, dass in kürzester Frist auf jedem der Haupteingänge je zwei Kompagnien aufgestellt werden könnten ». Diese im Bericht des Bundesrates vom 28. Juni 1871 mitgeteilte Massnahme zeigt, wie wenig sich derselbe der Gefahr bewusst war, wenn er unter diesen Verhältnissen einem Kanton den Schutz der Grenze überliess.

Am 14. Januar waren die schweizerischen Grenzposten Zeugen eines Gefechtes bei Croix, das von französischen Freischaren unter Oberst Bourras angegriffen wurde. Dabei scheinen einige Schweizer Offiziere, die von einer Anhöhe westlich Bure die Vorgänge beobachteten, für Deutsche gehalten worden zu sein; denn einige französische Granaten platzten in der Nähe derselben auf unserem Gebiet. Am nächsten Tage entschuldigte Bourras bei einer Zusammenkunft in Fahy mit Oberst Aubert das Versehen mit der Unkenntnis der Grenzlinie, fügte aber dann bezeichnenderweise bei, unter Umständen dürfte er sich genötigt sehen, bei der Weiterführung des Angriffs auf Delle Schweizergebiet zu benützen. Er erhielt die gebührende Antwort, dass er dann auf den tatkräftigsten Widerstand unserer Truppen stossen würde. Oberst Aubert konnte diese Antwort geben; denn er hatte noch in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar die Truppen von Chevèze, Réclère, Rocourt und Boncourt bei Bure und Fahy versammelt, das eben von Basel eingetroffene Bataillon 10 hatte ebenfalls nach Bure zu marschieren.



Gleichzeitig waren «Berichte der Kundschafter» eingetroffen, welche «die Vorbereitung eines allgemeinen Angriffs auf der ganzen Linie» für den 14. Januar meldeten.

An diesem Tage bot der Bundesrat die 13. Brigade und zwei Batterien auf. Bataillon 14 (Thurgau) und die Batterien 4 (Zürich) und 18 (Aargau) wurden am 17. Januar nach Basel transportiert, um von dort über Laufendelsberg nach der Ajoie zu marschieren. (Es ist zu bemerken, dass der 15. Januar ein Sonntag war und die Truppen am 16. einrückten.) Die Bataillone 9 (Zürich) und 71 (Schaffhausen) wurden nach Olten verladen und hatten dann über Balsthal—Moutier Pruntrut zu erreichen. Die Marschstrecke betrug etwas über 80 Kilometer, die Truppe konnte daher erst am 20. beziehungsweise 21. Januar — das heisst eine Woche nach dem Aufgebot — an der Grenze eintreffen. Oberst Aubert hatte inzwischen die Bataillone 69 und 67 einrücken lassen und das am 9. Januar aufgebotene Halbbataillon 79 (Solothurn) am 15. Pruntrut erreicht. Den Befehl über diese Truppen übernahm der vorausgeeilte Kommandant der 13. Brigade, Oberst Pfyffer. So standen demnach während der Kämpfe an der Lisaine vom 15. bis 17. Januar fünfeinhalb Bataillone, aber noch keine Artillerie in der Ajoie. Am 16. wiederholten die Franzosen den Angriff auf Croix ohne Erfolg, der 17. verlief verhältnismässig ruhig. Am 18. trat die französische Ostarmee den Rückzug nach Besançon an. (Am Abend des gleichen Tages hatte die Avantgarde des II. Korps der deutschen Südarkmee mit einer vorgeschobenen Abteilung auf ihrem Vormarsch von Nordwesten her bei Grey die Saône erreicht und war somit bis auf 40 Kilometer an Besançon herangekommen. Die Kämpfe an der Lisaine fanden 65 km von Besançon entfernt statt.) General von Werder blieb zunächst in den bisherigen Stellungen, befahl aber dem linken Flügel, zwischen Montbéliard und der Schweizergrenze «sobald als möglich in südlicher Richtung die Offensive zu ergreifen». Am 18. Januar 10 Uhr 05 abends telegraphierte von Wer-

der an General von Manteuffel: «Am 19. Januar folgen meine Avantgarden den feindlichen Arrièregarden. Gros folgt am 20. Januar.»

Am Nachmittag des 18. Januar erfolgte daher der Angriff von fünf deutschen Landwehrkompagnien und vier Geschützen von Croix aus gegen Abévillers. An diesem Gefecht beteiligten sich neun Kompagnien des «Freikorps der Vogesen». Nach längerem Widerstand gingen die Franzosen auf Blamont zurück, das sie in der Nacht räumten, die Deutschen folgten bis Glay.

Doch kehren wir nach Bern zurück. Das Eidgenössische Militärdepartement hatte es angesichts der Ereignisse jenseits der Grenze doch endlich für angezeigt gehalten, sich mit dem General in Verbindung zu setzen und ihn mit dem Generalstabschef für den 16. Januar zu einer Besprechung nach Bern eingeladen. Das Ergebnis derselben war, dass am 17. der Bundesrat folgende Truppen aufbieten liess: Stab der V. Division, Brigade 14 und Brigade 15, das heisst zwei Bataillone Aargau, zwei Bataillone Zürich, ein Bataillon Thurgau und ein Bataillon Luzern. Ferner Dragoner-Kompagnie 3 Zürich und die zur dritten Division gehörenden Waadtländer Batterien 9 und 23, sowie Sappeurkompagnie 1 (Waadt). Die Verwendung war bei Basel in Aussicht genommen, aber «die Truppen hatten bis auf weitere Verfügungen in ihren Kantonen zu verbleiben». Das ist zu verstehen, wenn man bedenkt, dass damals die Entscheidung an der Lisaine noch nicht gefallen war.

Mit Schreiben vom 18. Januar stellte das Eidgenössische Militärdepartement, wie wir erwähnt haben, dem General anheim, das Kommando wieder zu übernehmen, da nun «Truppen zweier Divisionen einberufen sind». Herzog erklärte sich bereit dazu, aber nicht wegen der Zahl der aufgebottenen Truppen, sondern weil ihm «die Gefahr für die Schweiz weit grösser erscheine, als solche im Juli und August 1870 gewesen», indem je nach dem Ergebnis der Kämpfe, «die eine oder die andere der beiden zunächststehenden kriegführenden Armeen auf



schweizerisches Gebiet gedrängt werden müsse, wenn es dem Gegner gelinge, die Rückzugslinie derselben abzuschneiden». Der General wies auch auf die Möglichkeit hin, dass «es dem einen oder andern der fremden Heerführer notwendig erscheinen könnte, unter Beiseitesetzung aller Rücksichten auf Neutralität die Operationen über einen Teil unseres Gebietes auszudehnen, um hierdurch Vorteile über den Gegner zu erringen, die auf legalem Wege schwer erhältlich erscheinen». Mit Recht beurteilt der Biograph Herzogs die Uebernahme des Oberbefehls folgendermassen: «Also wie bei der im Sommer 1870 vollzogenen Truppenaufstellung wurde auch jetzt wieder der General an die Spitze gestellt, nachdem die Truppen bereits zum Teil in die verschiedenen Grenzbezirke instradiert waren. Wahrlich ist dies für das Oberkommando, welches denn doch endgültig alle Verantwortung zu tragen hatte, keine beneidenswerte Situation».

Nach der Meinung des Generals waren «die aufgebottenen Streitmittel viel zu schwach» für einen genügenden Grenzschutz. Daher verlangte er «die sofortige Instradierung aller bereits aufgebottenen Truppen der V. Division nach Basel und Umgebung, schleuniges Aufgebot aller Truppen des Auszuges der IV. Division, Aufgebot der Gebirgsbatterien 26 (Graubünden) und 27 (Wallis)». Wir ersehen daraus, dass der am 18. Januar begonnene Rückzug Bourbakis nach Besançon Herzog noch unbekannt war und er die Ajoie und Basel noch für am meisten bedroht hielt.

Am 20. Januar begab sich der General nach Basel. Inzwischen war das Misslingen des Entsatzversuches der Franzosen an der Lisaine bekannt geworden. Das Eidgenössische Militärdepartement glaubte daraus schliessen zu dürfen, dass das Aufgebot der IV. Division nicht mehr nötig sei, «bevor weitere Nachrichten vom Kriegsschauplatz einträfen», und telegraphierte an Herzog in diesem Sinne. Der General gab eine deutliche Antwort: «Gerade der Umstand, dass das Manöver Bourbakis nicht reüs-

sierte, dass die preussischen Verstärkungen in dessen linker Flanke noch rechtzeitig gewirkt haben, deuten darauf hin, auf was die deutsche Kriegführung es abgesehen hat. Es liegt ganz bestimmt in deren Intention, womöglich die französische Ostarmee ganz oder teilweise in die Schweiz zu werfen und damit unschädlich zu machen». Herzog begründete seine Forderung noch besonders mit dem Hinweis darauf, «dass es stets einiger Tage bedarf, bis sich unsere Truppen, gleichsam aus dem Schlaf aufgeweckt, in die neue Situation hineingelebt haben».

Vergegenwärtigen wir uns die Lage am 19. Januar, am Tage der Uebernahme des Oberkommandos durch General Herzog. In der Ajoie standen fünfeinhalb Bataillone und eine Dragoner-Kompagnie. Die am 14. Januar zur Verstärkung aufgebottenen Truppen der 13. Brigade hatten zum Teil den Talkessel von Delsberg, ein halbes Bataillon und eine Batterie Laufen, ein Bataillon Crémines erreicht, konnten demnach erst im Laufe des 21. Januar vollständig in der Ajoie versammelt sein. Von den am 17. Januar aufgebottenen Truppen wurden an diesem Tage die Brigade 14, die Dragoner-Kompagnie 3 aus der Ostschweiz nach Basel transportiert, die Bataillone der Brigade 15 waren noch auf den Mobilmachungsplätzen Zürich (11), Aarau (15), Luzern (24), Morges und Lausanne (Batterie 9 und 23, Sappeur-Kompagnie 1); zusammengefasst: Fünfeinhalb Bataillone an der Grenze, etwa 3800 Mann, drei Bataillone und zwei Batterien im Anmarsch, etwa 2400 Mann, und drei Bataillone im Landesinnern, zwei Batterien in der Waadt, 2500 Mann. Demnach standen dem General, wenn er diese «Heeresmacht» einmal beieinander hatte, an Kombattanten etwa 8700 Mann mit 24 Geschützen zur Verfügung.

Und jenseits der Grenze, zwei schwache Tagesmärsche entfernt, kämpften 100 000 Franzosen, bedrängt von zwei feindlichen Armeen, deren Absicht man erkennen konnte. Wenn je während des ganzen Krieges, war jetzt ein starker Grenzschutz nötig, und zwar nicht nur in der Ajoie,



sondern es war sicher vorauszusehen, dass auch die Grenzen der Kantone Neuenburg und Waadt bald in hohem Masse bedroht erschienen. Diese Erwägungen stellen den Beschluss des Bundesrates, das Aufgebot der IV. Division zu verschieben, in ein eigentümliches Licht. Man kann sich denken, dass der General, dem ohnehin mit der Uebernahme des Oberbefehls keine leichte Aufgabe wartete, dadurch besonders peinlich berührt werden musste, wenn die oberste Landesbehörde so wenig Einsicht und Verständnis für die gefährvolle Lage zeigte und ihm gleichsam in den Arm fiel. Aber er liess sich, wie wir gesehen haben, nicht beirren.

Seine Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung. Auf Grund der eingegangenen Nachrichten hatte der General eine Verschiebung der V. Division nach links in die Gegend von Delsberg in Aussicht genommen und für den 21. Januar das Hauptquartier nach Laufen verlegt. Eben wollte er sich dorthin begeben, als auf telegraphischem Wege die Einladung des Eidgenössischen Militärdepartementes zu einer Besprechung nach Olten eintraf. An derselben konnte Herzog das unverzügliche Aufgebot der IV. Division durchsetzen, die Befehle dazu ergingen noch in der Nacht des 20./21. Januars an die Kantone. Es hatten einzurücken: Von Bern vier Bataillone und eine Sappeurkompagnie, von Waadt ein Bataillon und eine Batterie, von Wallis drei Bataillone, von Luzern ein Bataillon, von Solothurn eine Dragoner-Kompagnie und von Freiburg eine Batterie.

Wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, wie lange es dauerte, bis diese Verstärkungen im Grenzraum eintreffen konnten, gibt uns die Erinnerungsschrift des Entlebucherbataillons Nr. 66 (Brigade 12) eingehend und anschaulich Auskunft: «Ihrem Aufgebote Folge leistend, eilte die Mannschaft des Bataillons mit lobenswerter Schnelligkeit aus den entlegenen Talschaften und Gebirgsorten des Entlebuches nach Luzern. (Die Bahn war damals noch nicht gebaut.) Schon das Einrücken ist für die meisten

Soldaten eine grosse, für viele eine gewaltige Marschleistung gewesen.» Und ein Soldat der I. Jägerkompagnie berichtet: «Unser Bataillon 66 erhielt die Aufforderungen in der Morgenstunde des Sonntags mit der Weisung, sofort einzutreffen. Ich war auf dem Wege zur Kirche begriffen, als eine Ordonnanz mir begegnete und mich zur Umkehr bestimmte. Fröhlichen Mutes reiste ich bei frischgefallenem Schnee zu Fuss nach Luzern, langte dort abends 6 Uhr an. Von hier beträgt die Entfernung neun Stunden.» Um den einrückenden Wehrmännern «Aufnahme und Obdach zu gewähren», blieb vom Sonntag auf den Montag die Kaserne die ganze Nacht geöffnet. Am Morgen des 23. Januar waren 667 Mann eingerückt, am Abend war das Bataillon marschbereit. Am 24. Januar, 5 Uhr morgens, erfolgte der Transport nach Biel. Am Nachmittag marschierte die Truppe noch nach Sonceboz-Corgémont, der nächste Tag brachte das Bataillon nach Sonvilier, die beiden andern Bataillone der Brigade 12 bezogen Unterkunft in Courtelary, Villeret, St-Imier. In La Ferrière, Renan, La Chaux-de-Fonds war die Brigade 11. Von der Brigade 10 war erst Bataillon 16 zur Stelle in Montfaucon, Saignelégier und Noirmont. Von den beiden andern werden wir gleich sprechen.

Bei dem Bataillon 1 (Bern) waren die Verhältnisse noch schwieriger als bei den Entlebuchern, bis die Leute aus dem Haslital eingerückt waren. So konnte das Bataillon erst am 23. und 24. in Interlaken mobilisieren, am 25. erfolgte der Transport zu Schiff nach Thun und mit der Bahn nach Bern, wo noch die Ausrüstung und das Korpsmaterial ergänzt wurden. Am 26. Weitertransport nach Biel, Unterkunft in Nidau. Tags darauf marschierte das Bataillon nach St. Immer, am 28. erreichte es nach einem beschwerlichen Marsch von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr abends Le Locle. Das Oberwalliserbataillon 35 konnte erst am 26. und 27. in Sitten versammelt werden, am 28. wurde es über Lausanne nach Neuenburg transportiert; 6 Uhr abends dort angekommen, musste es noch



nach Fleurier (30 Kilometer) marschieren und traf 1 Uhr morgens dort ein.

Wenden wir uns wieder der Tätigkeit des Generals zu. Nach seiner Besprechung mit dem Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartements in Olten fuhr er nach Basel zurück und ritt noch nach Laufen, wo er 11 Uhr abends eintraf. Begreiflicherweise musste ihm daran gelegen sein, möglichst bald persönlich die Verhältnisse an der Grenze kennenzulernen und die Truppen zu besichtigen. Er begab sich daher am nächsten Tage nach Delsberg, wo er die « Organisation eines Divisions-Parks für sämtliche aufgestellte Truppen » anordnete, und war am 23. Januar in Pruntrut. Auf Grund eingegangener Nachrichten, dass in Blamont « ein französisches Korps von mehreren tausend Mann mit 18 Geschützen versammelt sei, um neuerdings Abévillers, Croix und Delle anzugreifen », hatte Oberst Aubert die Versammlung von viereinhalb Bataillonen und zwei Batterien bei Pruntrut befohlen, « um von dort den allenfalls bedrohten Punkten zuzueilen ». Ein rechtzeitiges Eintreffen mochte gesichert erscheinen; denn Oberst Aubert hatte durch Anlage einer besondern Telegraphenlinie nach Damvant und durch die Dragoner-Kompagnie 7 für einen sorgfältig eingerichteten Meldedienst gesorgt. Eine Nachprüfung der erwähnten Nachricht ergibt, dass sie nur in dem Sinne richtig war, dass tatsächlich in Blamont noch « einige Tausend Franzosen » mit Geschützen standen, aber an einen Angriff dachten diese nicht.

Der 23. Januar verlief auch in der Tat ruhig, « und ohne dass irgendwelche Engagements jenseits der Grenze stattgefunden », wie der Bericht Herzogs lautet. Wie waren nun die tatsächlichen Verhältnisse in diesem Teil der Front? Am 19. Januar, als Bourbaki sich nach den Kämpfen an der Lisaine zum Rückzug entschlossen hatte, erhielt der Kommandant von Besançon, General Rolland, den Befehl, « seine Postierung in Blamont am obern Doubs zu verstärken ». Er sandte daher « alle in Besançon

irgend abkömmlichen Mobilgardenbataillone (es waren sechs) nebst neun Gebirgsgeschützen » dorthin. Ferner hatten Teile des 24. Korps die « Defileen der Montagnes du Lomont und besonders die Strasse von Montbéliard nach Morteau über Pont-de-Roide, 2,5 Kilometer westlich Blamont, zu verteidigen ».

Diese beiden Ortschaften waren besetzt, vorgeschobene Postierungen standen in Roches und in Glay. Als Sicherungsmassnahme für das Ueberschreiten des Doubs oberhalb Besançon durch das 14. deutsche Korps hatte General von Debschitz mit « den bei der Belagerung von Belfort abkömmlichen Truppen » gegen Blamont vorzugehen. Derselbe brach noch am Abend des 23. Januar mit drei Bataillonen, einer verstärkten Schwadron und sechzehn Geschützen auf. Gegen Roches marschierten zwei Kolonnen, gegen Glay die Kolonne links, bestehend aus einem Bataillon, einigen Reitern, vier Geschützen. Erstgenannte Ortschaft, deren Räumung die Franzosen bereits begonnen hatten, wurde nach einigen Kanonenschüssen genommen. Die Deutschen trafen auf viele verlassene Biwakplätze und machten mehr als dreihundert Gefangene, die der 1. Brigade der Division Comagny angehörten. Die Kolonne links geriet bei völliger Dunkelheit in dem tief eingeschnittenen Tale von Meslières in einen Feuerüberfall. Die flankierenden Höhen waren von einer Kompagnie des Korps Bourras, das Dorf von einer Kompagnie des 21. Chasseur-Bataillons besetzt. Die deutsche Kolonne verlor ihre Führer und musste nach Croix zurückkehren. General von Debschitz erfuhr in Roches, « dass noch starke Teile des französischen 24. Korps vor ihm ständen », und um 2 Uhr morgens erhielt er die Meldung von dem Misserfolge seiner Kolonne links. Er verzichtete daher auf das noch für diese Nacht beabsichtigte Vorgehen gegen Blamont und zog sich in seine Ausgangsstellung zurück. Von diesen Vorgängen scheinen unsere Posten nichts erfahren zu haben, obschon Glay nur 2 Kilometer von der Grenze entfernt liegt.



Am 24. und 25. Januar besichtigte General Herzog die Grenztruppen in der Ajoie. Am 26. traf die wichtige Nachricht von der Besetzung Dôles durch die Preussen und von dem Rückzug der französischen Ostarmee gegen Pontarlier ein. Derselbe war von dem Kriegsrat, den Bourbaki am 24. Januar nach Château-Farine (nahe bei Besançon an der Strasse nach Dôle) einberufen hatte, beschlossen worden. Damit war nun die Lage wesentlich abgeklärt, und die Sicherung der Neuenburgergrenze trat in den Vordergrund. Sofort traf der General die nötigen Anordnungen zur « Linksschiebung » der IV. und V. Division. Er war sich klar darüber, dass Eile nottat; denn wenn die französische Ostarmee schon auf dem Rückzug von dem nur 40 km von Pontarlier entfernten Besançon begriffen war, konnte sie unter Umständen früher an der Landesgrenze erscheinen, als die eigenen Truppen bei Les Verrières einzutreffen vermochten. Die Brigaden 14 und 15 der V. Division standen noch im Raume Kleinlützel—Laufen—Delsberg—Glovelier, und von der IV. Division war nur die Brigade 11 in La Chaux-de-Fonds und im obern St. Immortal, von der Brigade 10 stand Bataillon 16 in den Freibergen, Bataillon 1 wurde am 26. Januar von Bern nach Biel transportiert, und Bataillon 35 mobilisierte noch in Sitten. Die Brigade 12 befand sich hinter der Brigade 11 im St. Immortal. Angesichts der Jahreszeit und der mit Schnee bedeckten Strassen musste zum mindesten mit einer Marschzeit von zwei Tagen bis nach Les Verrières gerechnet werden.

Es hatten zu marschieren: die Brigade 10 nach Le Locle—La Brévine—Les Ponts, Brigade 12 nach Les Verrières und dem Traverstal (Brigade 11 blieb in La Chaux-de-Fonds—Renan), die Brigade 15 in die Freiberge, Brigade 14 in die bisherige Unterkunft der Brigade 15 westlich Delsberg.

Die Befehle wurden mit aner kennenswerter Raschheit übermittelt; im Verlaufe des Vormittags brachte ein Guidenoffizier die Anordnungen des Generals von Pruntrut

in das Hauptquartier nach Delsberg, wo sie der Generalstabschef an die Kommandanten weiterleitete. So war es möglich, dass die Truppen noch gleichen Tags ihre 20 bis 25 km entfernten neuen Unterkunftsorte erreichen konnten. Als Beispiel mag das Bataillon 66 (Luzern) angeführt werden. Schon um Mittag konnte dasselbe in Sonvilier durch Generalmarsch versammelt werden und erreichte am Abend noch Le Locle (21 km). Der Marsch war allerdings anstrengend, « im meterhohen Schnee vermochten die Soldaten fast nur Mann für Mann vorwärts zu dringen ». Nur bei der Brigade 10 scheint die Befehlsübermittlung nicht richtig gewesen zu sein; denn das Bataillon 16 (die beiden andern Bataillone waren, wie erwähnt, noch nicht zur Stelle) dislozierte erst am 27. Januar. Infolgedessen kam es, als die Brigade 15 befehls gemäss am Abend in der neuen Unterkunft eintraf und die Kanton nement e nicht frei waren, zu « unangenehmen Störungen ».

Der General begab sich am 27. Januar nach Delsberg. Er hatte sich vorgenommen, in den nächsten Tagen auch die Truppen der IV. und V. Division zu besichtigen. Inzwischen waren aber am 28. Januar Nachrichten eingetroffen, die « dieses Vorhaben durchkreuzten ». So meldete Oberst Grandjean aus Les Verrières die Besetzung von Salins (35 km südlich Besançon) durch die Deutschen, das Hauptquartier der französischen Ostarmee befinde sich in Bouclans (17 km östlich Besançon), sie habe stark gelitten, aber die Hoffnung bestehe trotzdem noch, sich über Mouthe und St-Claude nach Lyon durchzuschlagen. Ferner berichtete Oberst Aubert von der Räumung Pont-de-Roides durch die Franzosen und ihren Rückzug auf St-Hippolyte, Trévillers und Maiche.

Kurz vor Mitternacht trafen genauere Nachrichten ein. Bourbaki habe einen Selbstmordversuch gemacht, 120 000 Franzosen seien bei Pontarlier und Umgebung angekommen, es herrsche eine « unbeschreibliche Verwirrung », es fehle an Lebensmitteln und, was das Wichtigste war, es



bestehe « die deutlich ausgesprochene Absicht, nach der Schweiz zu kommen ».

Von dem Vorgehen der deutschen Armeen erfuhr man, dass sie St-Vit, Guingey und Mouchard südlich Besançon schon am 25. Januar besetzt und am 27. über Andelot bei Champagnole (40 km südwestlich Pontarlier) die Strasse Besançon—Lyon erreicht hätten. Diese Nachrichten zeigten, wie richtig General Herzog in seinem Schreiben an den Bundesrat bei Uebernahme des Oberbefehls die Lage beurteilt hatte. Dieselbe war schwierig; denn für die Bewältigung der zu erwartenden Massenübertritte standen, wie Herzog sagt, « wenig Truppen » zur Verfügung, zudem mussten diese noch an die am meisten bedrohten Punkte gebracht werden. Wenn auch die Ajoie für eine eigentliche Grenzsicherung nicht mehr in Betracht fiel, so musste diese doch in den Freibergen beginnen, da die französischen Truppen, die bei Blamont und Pont-de-Roide gestanden waren, über Maiche—Le Russey nach Morteau und Pontarlier zurückgingen. Am wichtigsten war naturgemäss der Grenzabschnitt bei Les Verrières, aber auch die Strassen über Les Fourgs nach Auberson—Ste-Croix und über Jougne nach Ballaigues beziehungsweise Vallorbe, sowie die Vallée de Joux waren zu berücksichtigen, obschon ein Ueberschreiten des mit mehr als meterhohem Schnee bedeckten Mont Risoux weniger wahrscheinlich schien. Die ganze zu sichernde Grenzstrecke betrug etwa 100 km, dafür standen rund 21 000 Mann, 54 Geschütze mit 2000 Pferden zur Verfügung.

Nun traf ja allerdings die Brigade 12 am 28. Januar in Les Verrières ein, aber diese konnte um so weniger genügen, als das Bataillon 66 nach Ste-Croix verlegt werden musste. Von dem rechtzeitigen Eintreffen eidgenössischer Truppen an der Waadtländergrenze konnte keine Rede sein.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Januar und am Morgen des 29. wurden folgende Anordnungen getroffen:

Verlegung des Hauptquartiers nach Neuenburg. Aufgebot von drei Waadtländerbataillonen zur Unterstützung der örtlichen Grenzwachen, die der Staatsrat am 28. Januar abends einberufen hatte. Transport der Brigaden 14 und 15 der V. Division mit den Spezialwaffen nach Yverdon, Orbe, La Sarraz.

Von der IV. Division hatte die Brigade 11 nach dem Traverstale zu marschieren als Reserve der Brigade 12, die Brigade 10 in La Chaux-de-Fonds und La Brévine « die Zugänge von Morteau zu beobachten ».

Auch die Truppen der III. Division sollten herangezogen werden. Zur Sicherung Genfs wurden das dortige Bataillon 84 und die Batterie 25 einberufen.

Die Regierung von Neuenburg wurde ersucht, die Infanterie ihres Kantons aufzubieten und zur Verfügung des Kommandanten der IV. Division zu stellen.

Die Durchführung dieser Anordnungen stiess nach dem Bericht Herzogs auf grosse Schwierigkeiten. Der Dienst der Telegraphen, der naturgemäss in diesen Tagen stark benützt werden musste, genügte den erhöhten Anforderungen nicht mehr und « wurde auf allen Stationen der welschen Schweiz in erbärmlicher Weise besorgt ». Die Befehle wurden nicht nur oft mit grossen Verspätungen übermittelt, sondern auch der Inhalt wurde infolge der mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache von seiten der Beamten verstümmelt oder ungenau weitergeleitet. Das hatte zur Folge, dass den Truppen unnötigerweise ausserordentliche Marschleistungen « bei 18 Grad Réaumur Kälte, bei meistens ungebahnten Wegen, oft mit mehreren Fuss Schnee bedeckten Strassen » zugemutet werden mussten. Dank der Energie von Führern und Truppe wurden sie geleistet, und zwar ohne wesentliche Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes. So lautet der Bericht des Generals: « Vom Divisionär bis zum letzten Soldaten wurde der Ernst der Lage erfasst, und es wurden mit einer Opferwilligkeit und Ausdauer die zum Teil sehr anstrengenden Märsche und Strapazen durchgeführt und



ausgehalten, welche den Offizieren wie der Mannschaft zur Ehre gereichen und alle Anerkennung verdienen. Die Zahl der Kranken war im Verhältnis zur rauen Witterung und zu den Anstrengungen des Dienstes eine auffallend kleine.»

Auch die Leistungen der Eisenbahnen waren infolge Mangel an Personal und Material ungenügend.

Eine eingehende Betrachtung der Art und Weise, wie Herzog den Aufmarsch der Truppen an der Grenze anordnete, könnte den Gedanken aufkommen lassen, dass er Basel und die Ajoie noch für bedroht hielt, als die französische Ostarmee schon auf dem Rückzug von der Lisaine nach Besançon begriffen und am 23. Januar dort eingetroffen war. Es wird denn auch in einer Darstellung dieser Ereignisse bemerkt: «Sie (unsere Grenztruppen) liessen sich aber durch untergeordnete Kämpfe in diesen Grenzgegenden wieder zu lange aufhalten, anstatt der Bewegung der feindlichen Hauptarmee zu folgen.»

Dieser Einwand ist aber durchaus ungerechtfertigt. Wir haben gesehen, dass an der westlichen Grenze der Ajoie den Deutschen französische Freischaren gegenüberstanden. Bei ihrer Unzuverlässigkeit als Kampftruppe konnten daher leicht Grenzverletzungen erwartet werden. Das verlangte erhöhte Wachsamkeit. Ferner erhielten die Deutschen wiederholt «Nachrichten über eine neue Offensive gegen den obern Doubs» und gegen Belfort. So erfuhr General von Werder noch am 26. Januar von Basel und Bern (!), dass eine französische Armee von 30 000 Mann über Blamont gegen Belfort marschiere. Diese Meldungen mochten durch die Bewegungen der französischen XVIII. und XXIV. Korps veranlasst worden sein.

Sobald die Lage sich abgeklärt hatte, handelte Herzog darnach. Es ist auch nicht recht verständlich, der Bewegung welcher «feindlichen» Armee unsere Truppen hätten folgen sollen. Keines der kriegführenden Heere war für uns ein «Feind». Zudem entfernte sich die französische Ostarmee auf ihrem Rückzug nach Besançon von unserer

Grenze und näherte sich erst wieder, als sie auf Pontarlier zurückging.

Am 28. Januar war in Versailles zwischen den kriegführenden Mächten ein Waffenstillstand abgeschlossen worden; am nächsten Tage wurde dies in Bern bekannt. Der Bundesrat säumte nicht, wie er in seinem Bericht sagt, «diese Nachricht sofort dem Oberkommando zur Kenntnis zu bringen und zu ersuchen, sich bei den nächststehenden Kommandanten zu erkundigen, ob der Waffenstillstand sowohl von deutscher als französischer Seite verkündet worden sei und zugleich zu erklären, dass in diesem Falle die Schweiz den Uebertritt von ganzen Truppenkörpern nicht mehr gestatten würde». Die Begründung dieses Vorgehens wirft auf die damaligen Verhältnisse ein eigenartiges Licht, sie lautet: «Wir hielten es um so wünschenswerter, dass das Oberkommando sich mit beiden an den Grenzen sich bekämpfenden Armeen in Beziehung setze, als die äusserst spärlichen Nachrichten, welche uns von dort her über die wahre Sachlage jenseits unserer Grenzen zungen, uns die Ueberzeugung beibrachten, dass man auch im Hauptquartier darüber nicht genügend aufgeklärt sei.»

Nun war es mit der Unwissenheit des Generals nicht so schlimm bestellt; nicht nur hielten ihn, wie wir gesehen haben, Oberst Aubert und Oberstleutnant Grandjean in La Chaux-de-Fonds über die Vorkommnisse jenseits der Grenze stets auf dem laufenden, sondern er erhielt auch zuverlässige Nachrichten durch einen Offizier des Hauptquartiers, Hauptmann Louis Martin, der durch die Vertreter seines Handelshauses in Les Verrières über fortwährende Beziehungen in Frankreich verfügte. (Im Hause des Vaters Martin war der General am 29. und 31. Januar einquartiert.)

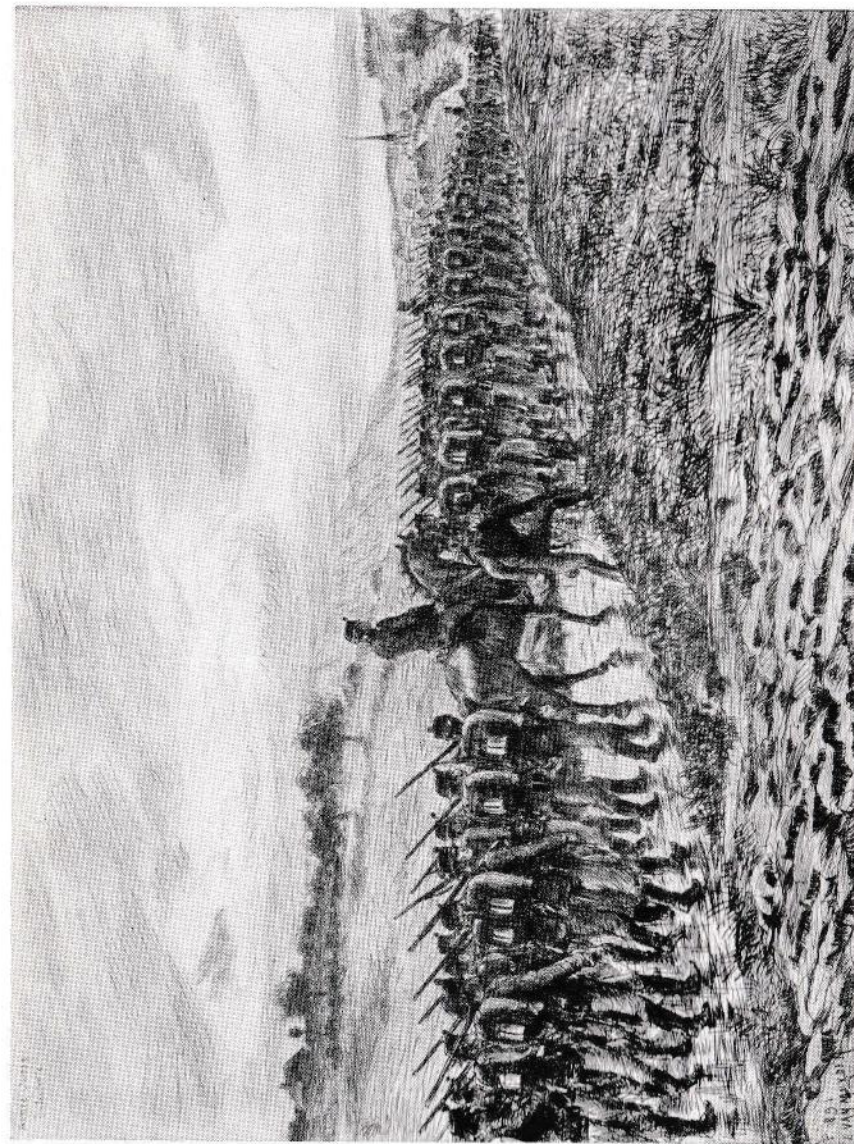
Wir erfahren aber von dem Biographen Herzogs, der diese Mitteilung von ihm persönlich erhalten hat, dass der Bundesrat mit der erwähnten Kenntnis von dem Waffenstillstand den General in «vorsorglich haushälterischer



Weise » ersucht habe, « Massregeln zur Entlassung der Truppen, die zweifellos bald erfolgen könne, zu treffen ». Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Zumutung der Landesbehörde auf den General, der mitten in den sich rasch folgenden Ereignissen stand, machen musste, und welche Folgen dieselbe für unser Land hätte haben können, wenn Herzog entsprochen hätte. Drei Tage später begannen 87 000 Franzosen die Grenze zu überschreiten. Von seiner Antwort wird folgendermassen berichtet: « Diesem Ansuchen trat nun der General ganz energisch entgegen, sich auf bessere Orientierung stützend, nach welcher er wisse, dass die französische Ostarmee vom Waffenstillstand ausgeschlossen sei, grössere Ereignisse in den nächsten Tagen jedenfalls zu erwarten seien, weil die Ostarmee, gänzlich von den deutschen Truppen eingeschlossen, keine Chancen hätte, sich nach Lyon durchzuschlagen und die Gefahr gross sei, dass solche sich auf schweizerisches Gebiet retten wolle und, wenn nicht entwaflnet, von deutschen Truppen verfolgt würde, wodurch dann auch unser neutrales Land zum Schauplatz kriegserischer Aktionen werden müsse. »

General Herzog traf am 29. Januar, 5 Uhr abends, in Neuenburg ein, wo ihn der Staatsrat am Bahnhof empfing. Nach kurzem Aufenthalt fuhr er nach Les Verrières weiter, wo er um 7 Uhr ankam; denn er wollte « die Situation klar vor sich haben ». Am nächsten Tage kehrte er wieder nach Neuenburg zurück.

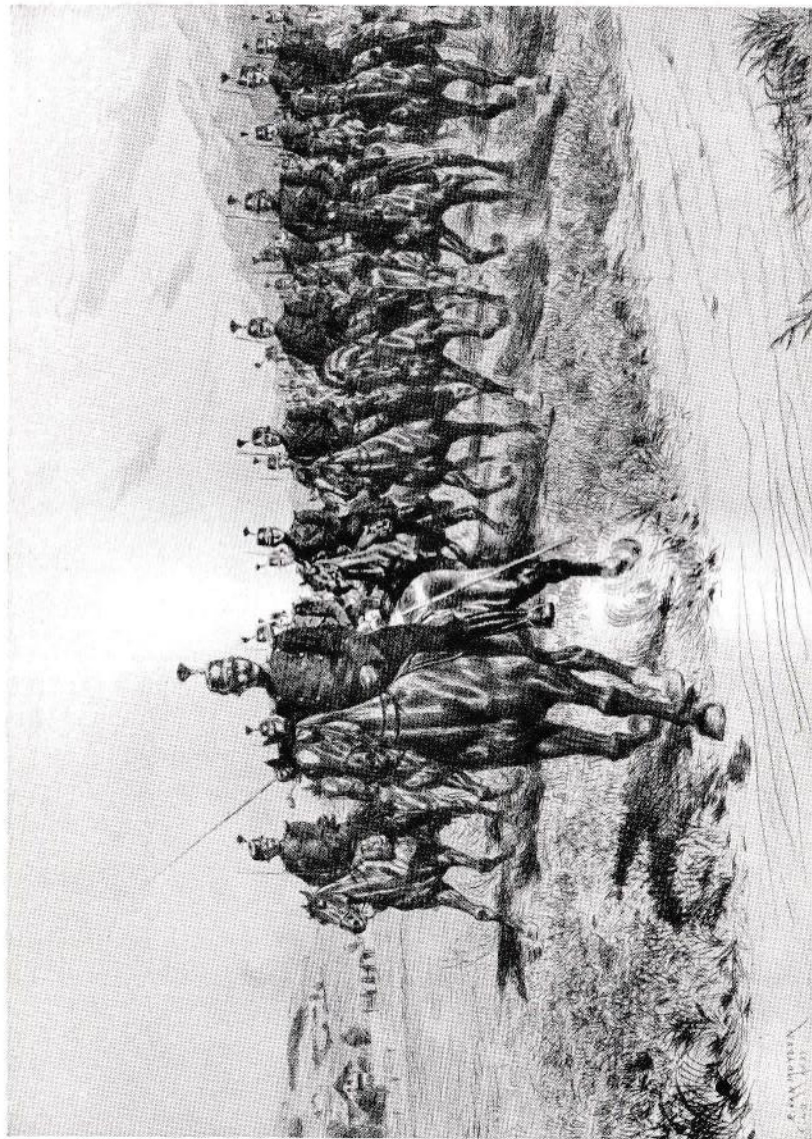
Im Verlaufe des 31. Januar hatte sich der Kommandant der IV. Division, in Erwartung des Uebertritts französischer Kolonnen, die sich von Pontarlier her der Grenze näherten, nach Les Verrières begeben und die Bataillone der Brigaden 11 und 12 (ohne Bataillon 66) und die Batterie 13 bei Meudon und Les Verrières beidseitig der Strasse und Eisenbahn bereitstellen lassen. So angezeigt diese Massnahme war, so wenig begreiflich ist es, dass die Truppen, als « weiter nichts erfolgte », wieder in ihre Unterkunft, Bataillone 35 und 54 nach Fleurier und Mô-



Infanterie auf dem Marsch (1914).

E. van Muyden.





E. van Muyden.

Dragoner im Trab (1914).

tiers, zurückkehrten, und nur Bataillon 18 in Les Bayards und Bataillon 58 mit der halben Batterie 13 in Les Verrières in der Nähe der Grenze blieben. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass auch die harte Winterzeit keine genügende Erklärung für dieses Verhalten geben kann.

Die einlaufenden Meldungen veranlassten Herzog am nämlichen Tage, sich nach Les Verrières zu begeben, « da es ihm passend erschien, in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes, der voraussichtlich für das Vaterland so wichtigen und drohenden Ereignisse zu sein ». Man beeilte sich, die Pferde frühzeitig verladen zu können und hoffte, mit dem Zuge 3 Uhr 30 dorthin zu fahren. Aber für den General und seine Adjutanten war kein Zug zur Verfügung, die Herren mussten bis 7 Uhr warten und kamen erst nach Mitternacht in Les Verrières an.

Nachdem der General noch die Berichte von den Vorposten entgegengenommen hatte, begab er sich zur Ruhe. Schon um 2½ Uhr morgens wurde die Ankunft eines französischen Parlamentärs, Oberstleutnant Cheval, gemeldet, der im Auftrage des neuen Kommandanten der Ostarmee, General Clinchant, wegen des Uebertritts in die Schweiz zu verhandeln wünschte. Herzog empfing ihn in einem Zimmer neben seinem Schlafraum, fragte ihn nach seinen Vollmachten. « Cheval hatte nur einen mündlichen Auftrag, er wollte keine besonderen Bedingungen stellen, sondern lediglich um Erlaubnis zum Ueberschreiten der Grenze bitten ». Der General erklärte, ohne Abgabe der Waffen sei dies nicht denkbar, im übrigen müsse er für weitere Verhandlungen eine schriftliche Vollmacht in den Händen haben. Nach den wenigen Augenblicken, welche die Besprechung gedauert hatte, entfernte sich Cheval, um die Vollmacht herbeizuschaffen.

Um 3 Uhr meldeten die Vorposten, dass die Franzosen « in unabsehbaren Kolonnen an der Grenze stünden, durchaus über die Grenze drängten und kaum mehr zurückzuhalten seien ».



Inzwischen war 3½ Uhr Oberstleutnant Cheval wieder zurückgekehrt mit einem Schreiben von General Clinchant. Die Verhandlungen konnten beginnen. «Es war keine Kleinigkeit, bei der sich überstürzenden Hast der Ereignisse plötzlich vor einer Tatsache von überwältigender Tragweite zu stehen und ein Aktenstück abzufassen, das die weitblickende Grundlage für das Verbleiben der Franzosen in der Schweiz sein sollte. Der Ernst der Situation wurde nicht vermindert durch das ungestüme Drängen des Obersten Cheval, welcher in der höchsten Eile und Aufregung sich befand, als wenn die Preussen schon an der Grenze stünden.» In seiner klaren und einfachen Art war sich General Herzog bald klar, wie die Uebereinkunft abzuschliessen sei. Als Oberbefehlshaber beschränkte er sich darauf, die Waffen, Armeekasse, Material und Pferde zu beanspruchen, alles übrige, wie Internierung und so weiter, überliess er der Landesbehörde. Stehend diktierte er den bekannten Vertrag den Herren Oberstleutnant Sieber, seinem Adjutanten, Major Quimps, dem ersten Adjutanten der IV. Division, den Oberst Bontems in Les Verrières gelassen hatte, und Oberstleutnant Cheval, dem französischen Parlamentär. Bald nach 4 Uhr war das wichtige Aktenstück in drei Exemplaren ausgefertigt und von Herzog unterschrieben.

Gleich darauf liess er die Truppen alarmieren und die Grenze besetzen. Er selbst stieg mit seinen Offizieren zu Pferde und ritt mit dem Stabe des Obersten Brilliet nach der Grenze.

Sofort eilten Cheval und Sieber nach der Grenze, wo im ersten Haus jenseits derselben General Clinchant mit seinem Stabe in grosser Spannung wartete. Ohne Zögern unterschrieb er die Konvention. Der Einmarsch der französischen Ostarmee in unser Land konnte beginnen. Und er begann. Es war ein in der Geschichte unseres Volkes denkwürdiger Augenblick, als bei der «beginnenden schwachen Dämmerung» am 1. Februar, 5 Uhr morgens, die ersten Franzosen die Grenze überschritten und ihre

Waffen ablegen mussten. Die persönliche Anwesenheit des Generals an der Grenze hat auf unsere Truppen ohne Zweifel einen nachhaltigen Eindruck gemacht und ihnen die Wichtigkeit des Ereignisses nahegebracht, dass eine Armee, die noch vor wenig Wochen mit grossen Erwartungen dem Kriege eine entscheidende Wendung geben sollte, jetzt in diesem trostlosen Zustande in unserm kleinen Lande Schutz suchen musste.

Inzwischen hatten die befohlenen Verschiebungen unserer Grenztruppen stattgefunden. Am 1. Februar standen:

In der Ajoie und den Freibergen (zum Teil auf dem Marsche) die III. Division, an der Neuenburgergrenze die IV. Division, in der Waadt die V. Division.

Von der französischen Ostarmee überschritten die Grenze:

Bei Les Verrières 34 000 Mann, dort standen zwei Bataillone und eine halbe Batterie, weiter zurück in Fleurier, Môtiers, Couvet drei Bataillone und andert-halb Batterien.

Bei Auberson—Ste-Croix 13 000 Mann, sie wurden entwaffnet von einem Bataillon.

Bei Vallorbe—Ballaigues 28 000 Mann, dort war auch nur ein Bataillon, 12 bis 20 Kilometer rückwärts in zweiter Linie standen fünf Bataillone und eine Batterie.

Ueber den Mont Risoux in die Vallée de Joux 11 000 Mann, entwaffnet durch 1 Bataillon.

In Morteau 1000 Mann.

Es ist schon sehr viel über den verwahrlosten Zustand der französischen Ostarmee geschrieben worden, und die Erinnerung daran ist heute noch lebendig. Man hat auch darauf hingewiesen, dass «allein die Demoralisation der Truppen jeden gewaltsamen Einbruchsversuch verunmöglicht» habe. Es gab aber immerhin noch Truppenteile, hauptsächlich die Linienregimenter, die unter Führung ihrer Offiziere gute Haltung zeigten und «auch noch gehörig mit Lebensmitteln versehen waren». Der Bericht



des Bataillons 66 sagt ebenfalls ausdrücklich: «Wie betreffend Disziplin muss auch das gewöhnliche Urteil, die Ausrüstung und Verpflegung der Bourbaki anbelangend, richtiggestellt werden. Derjenige Teil derselben, welcher bei Auberson—Ste-Croix (13 000 Mann) die Grenze überschritt, war gut bewaffnet und verfügte trotz der letzten Kämpfe über reichliche Munition.» Ferner wird von den Vorräten an Lebensmitteln berichtet: «Der Tornister barg Zwieback und Kaffee, Reis, Zucker und Salz. Aufgeschnallt ist frisches Fleisch und durrer Speck.» Noch am 1. Februar war zudem vor Ueberschreiten der Grenze der Sold ausbezahlt worden. Doch begann auch bei diesen Truppenkörpern kurz vor dem Uebertritt die Auflösung, da viele Offiziere sich nicht mehr um sie kümmerten.

Es ist auch daran zu erinnern, dass noch am 1. Februar die französische Nachhut den Deutschen bei La Cluse erfolgreich Widerstand leistete und ihnen einen Verlust von 19 Offizieren und 365 Mann beibrachte.

Wir haben gesehen, wie General Herzog in vollem Bewusstsein seiner grossen Verantwortlichkeit unter wahrhaft schwierigen Verhältnissen überlegt und tatkräftig handelte. Wir schliessen mit den Worten seines Biographen, der so überzeugend der innern Grösse Herzogs gerecht wird: «Mit- und Nachwelt ist einig über die treffliche, mutvolle und weise Lösung der Schwierigkeiten durch den General. Mit welcher Hilfe er aber seine Entscheidung traf, auf welchen Rückhalt er sich dabei stützte und wer ihm Klarheit gab in jener denkwürdigen Nacht auf den 1. Februar 1871 in Les Verrières, das teilt uns ein Freund mit, welcher Einblick erhielt in einen Brief Herzogs an einen Waffengefährten im Kanton Waadt. Herzog schrieb auf die Bemerkung seines Kameraden in Betreff seines Eingreifens in jenem Momente folgendes: «Was meine Handlungsweise im Jahre 1871 anbetrifft, so sehe ich gar nichts Besonderes darin. Es wäre schimpflich gewesen, wenn ich mich durch das Hereinbrechen der Bour-

bakischen Armee hätte erschrecken lassen. Gott hat uns unter seinen Schutz genommen und mir in einer etwas schwierigen Lage den Weg gezeigt, nachdem ich mich in jener Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar an ihn gewandt hatte.»

### Grenzbesetzung 1914/1918.

Die Grenzbesetzung während des Weltkrieges liegt uns zeitlich so nahe, dass eine eingehende wirklich militärgeschichtliche Darstellung derselben trotz der zahlreichen literarischen Erscheinungen nicht in Frage kommt. Wir beschränken uns daher darauf, an die wesentlichen Vor- kommenisse zu erinnern.

Von dem Hintergrunde früherer Grenzbesetzungen hebt sich die letzte in besonderem Masse ab; zeigt doch ein Vergleich, dass sie in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht Verhältnisse gebracht hat, wie sie vorher noch nie vorhanden gewesen waren. Man darf füglich sagen, dass die Zeit nach der Grenzbesetzung 1870/71 bis 1914 sowohl mit Rücksicht auf die Ausbildung als auch der Ausrüstung und das Material nach Möglichkeit ausgenutzt wurde. So waren in verschiedenen Beziehungen Fortschritte in der Entwicklung des Wehrwesens erreicht worden. Man muss aber berücksichtigen, dass unsere Armee sich 1914 in einer Zeit des Ueberganges befand. So waren seit der Annahme des neuen Wehrgesetzes im Jahre 1907 nur wenige Jahre zur Verfügung gestanden, infolgedessen die älteren Jahrgänge des Auszuges die «verlängerte und verbesserte Schulung» nicht hatten geniessen können. Die neue Truppenordnung bestand zudem erst seit 1912. Daher wies unsere Kriegsbereitschaft 1914 Lücken auf, deren Beseitigung von der Armeeführung während der langen Dauer der Grenzbesetzung naturgemäss besonders erstrebt wurde. In erster Linie standen die Erhöhung des «Kampfwertes der Truppe» und die Förderung der innern Festigkeit. Auch der Verbesserung und Vermehrung der äussern Kriegs-



mittel, wie Bekleidung, Bewaffnung, des Korpsmaterials und der Munition wurde alle Aufmerksamkeit gewidmet.

Wenn man früher geglaubt hatte, den Grenzschutz mit möglichst wenig Truppen durchführen zu können, so war es erforderlich, vorerst in unserem Volke eine ganz andere Auffassung von unsern Pflichten als neutraler Staat aus eigenem Willen Eingang zu verschaffen. Man musste auf Grund der Erfahrungen bei den früheren Grenzbesetzungen darauf hinweisen, dass man sich in Zukunft bei einem Krieg der mächtigen Nachbarstaaten nicht nur auf die übliche Neutralitätserklärung und die Aufstellung von einigen Tausend Mann in dem gerade bedrohten Grenzabschnitt beschränken durfte, sondern es war nötig, den Willen zur Aufrechterhaltung der Neutralität und zur Wahrung der Unabhängigkeit des Landes gleich anfangs mit dem Aufgebot der gesamten Wehrmacht zu bekunden.

Eine solche Massnahme musste sich naturgemäss sozusagen auf alle Kreise der Bevölkerung auswirken, daher war es wichtig, dass sie dieselbe als notwendig erkannten. Auch das Ausland sollte wissen, dass die Schweiz bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen ihren Nachbarn nicht erst auf das Eintreten der Gefahr warten und nach ihr die Abwehrmassnahmen richten, sondern auf Grund der Einheit zwischen Volk und Armee als souveräner Staat handeln werde. Es waren manche Vorurteile zu überwinden, aber sie konnten überwunden werden, und so sehen wir denn bei der Mobilmachung 1914 Auszug, Landwehr und Landsturm mit der gleichen Hingabe einrücken, getragen von dem Willen des ganzen Volkes in vollem Bewusstsein ihrer grossen Aufgabe.

Neben der Förderung dieser gleichsam geistigen Kriegsbereitschaft waren in jahrelanger Arbeit eingehende Vorbereitungen für die Mobilmachung getroffen worden. Als oberster Grundsatz galt, dass nur die Durchführung derselben ohne Hast und mit aller Sorgfalt eine rasche Bereitstellung der Armee sicherstellte. Wenn die Mobilmachung « überall ohne alle Friktionen programmässig und

in der dafür angesetzten Zeit » verlief, so war das diesen Vorbereitungen zu verdanken. Im Ausland machte der Verlauf der Mobilmachung und die Anteilnahme des ganzen Volkes am Geschehen des Landes Eindruck.

Und es war eine für unsere Verhältnisse recht ansehnliche Truppenmacht, die sich versammelte. So viele Soldaten und Pferde hatte die Eidgenossenschaft noch nie aufgeboten. In den ersten Augusttagen rückten rund 218 000 Mann ein, und 45 000 Pferde wurden in den Dienst gestellt, am 31. August standen 248 000 Mann unter den Waffen.

Samstag, den 1. August 1914, 8.30 morgens, erliess das Eidgenössische Militärdepartement das sogenannte Mobilmachungstelegramm, nach welchem der 3. August als erster Mobilmachungstag bezeichnet wurde. In achtzig Minuten war dasselbe in den drei Landessprachen von Bern aus an sämtliche Telegraphenbureaux des Landes abgegangen. Am nämlichen Tage liess der Bundesrat den fremden Regierungen durch unsere Vertreter mitteilen, « dass das Aufgebot einzig zum Schutze unserer Neutralität und der Unverletzlichkeit unseres Gebietes erfolge ». Deutschland und Frankreich erklärten, « dass sie im Kriegsfall die Neutralität der Schweiz achten werden ». So konnte dies in der Bundesversammlung am 3. August bekanntgegeben werden. « Unter Bewegung und Beifall » nahm diese davon Kenntnis.

Sie war für 10 Uhr vormittags zu einer ausserordentlichen Sitzung einberufen worden und ist nicht nur durch die Wahl von Oberstkorpskommandant Wille zum General besonders erwähnenswert, sondern auch durch die Art, wie der vom Bundesrat vorgelegte « Bundesbeschluss betr. Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität » genehmigt wurde. Ohne Diskussion, ohne jede Opposition — nur zwei scharfe Gegner der Armee enthielten sich der Stimme — stellte sich das Parlament, entsprechend der entschlossenen Stimmung,



die im ganzen Lande herrschte, einmütig hinter die Landesregierung.

Am 4. August ernannte der Bundesrat Oberstkörpskommandant Th. Sprecher von Bernegg zum Chef des Generalstabes der Armee. Als Generaladjutant wurde von dem General Oberstdivisionär Brügger bezeichnet.

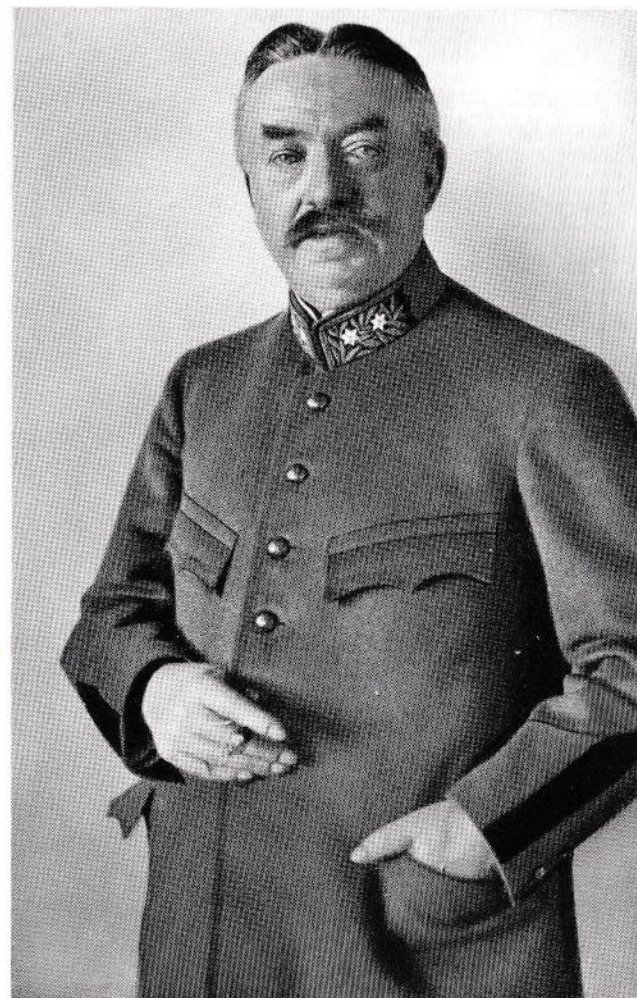
Wie im Jahre 1870 schien die Nordwestfront am ehesten bedroht. Dementsprechend fand der Aufmarsch mit drei Divisionen in vorderer Linie statt, von Basel bis Les Rangiers mit Flankensicherungen rechts bis zur Aaremündung durch Landwehr, links durch Kavallerie in der Ajoie, drei Divisionen in zweiter Linie als Armeereserve, die Gebirgsbrigaden an der Südfront.

So war die Grenze gesichert, als am 9. und 15. August die Kämpfe bei Mülhausen zwischen der Heeresgruppe bei Belfort und der 7. deutschen Armee stattfanden und an denen etwa 200 000 Mann beteiligt waren. Das war um so nötiger, als beide Parteien versuchten, den Gegner nach unserm Gebiet zu drängen.

Der weitere Verlauf der kriegerischen Ereignisse gestattete Entlassungen, so dass Ende des Jahres noch drei Divisionen im Dienste standen.

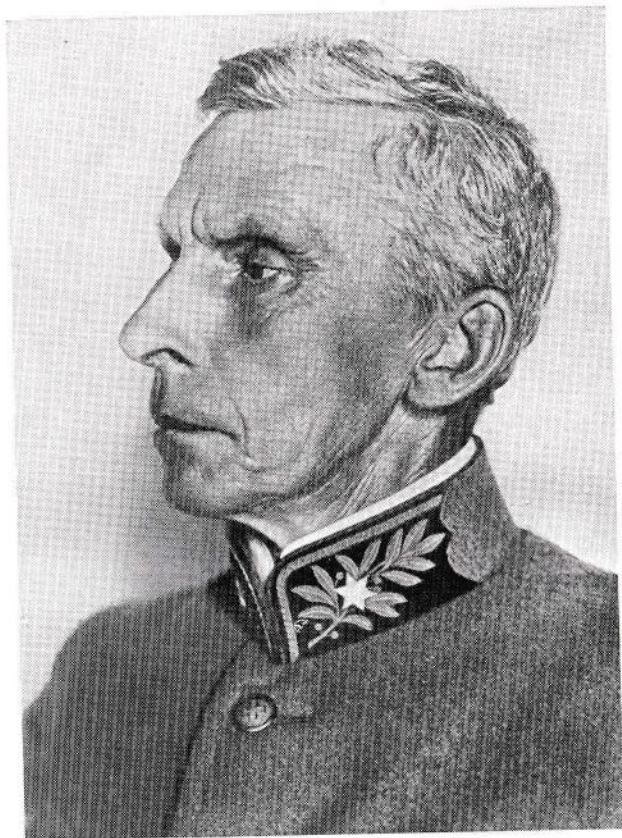
Als Italien im Jahre 1915 in den Krieg trat, bestätigte seine Regierung ihre Note vom 19. August 1914, nach welcher sie die Neutralität der Schweiz entsprechend dem Akt vom 20. November 1815 vom Wiener Kongress achten werde. Die Besetzung unserer Südgrenze wurde verstärkt.

Trotz der Zusicherungen der Kriegführenden war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass es im Verlaufe der Kriegshandlungen zu Grenzverletzungen kommen konnte; dabei war zu erwarten, dass « wir es in solchen Fällen mit für unsere Verhältnisse sehr ansehnlichen Truppenkörpern zu tun bekommen » würden. Auch der Bericht des Generals begründet diese Möglichkeit mit folgenden Worten: « Da die Militärattachés der miteinander Krieg führenden Nachbarn uns beständig auf die von ihrem Gegner uns drohende Gefahr aufmerksam machten, sich



General Ulrich Wille.  
1848—1925.





Th. Sprecher von Bernegg.  
Generalstabschef 1914/18.  
1850—1927.

nach unsern Vorkehrungen dagegen erkundigten, die Bereitwilligkeit, uns zu helfen, erklärten, ja sogar sehr deutlich andeuteten, dass, wenn wir nicht imstande wären, unsere, ihre Flanke drohende Gefahr zu schützen, sie gezwungen wären, einzumarschieren.»

So musste man stets bereit sein, aber dieser Zustand der «bewaffneten Neutralität» brachte viele Schwierigkeiten. Der Generalstabschef hebt dieselben in seinem Bericht besonders hervor: «Es war nicht Krieg, aber auch kein rechter Friede mehr; durch die ganze Arbeit der Armee zog sich wie ein roter Faden diese Schwierigkeit von der Stellung des Generals gegenüber dem Bundesrat bis hinunter in die Einzelheiten des Grenzdienstes.»

Eine bedeutende Erhöhung der Aufgebote war zu Anfang des Jahres 1917 nötig, als von französischer Seite, in Erwartung eines Durchmarsches deutscher Truppen durch die Schweiz, an unserer Westgrenze eine «Armée d'Helvétie» bereitgestellt wurde. Durch die Einberufung von drei Divisionen erhöhte sich die Zahl der verwendbaren Truppen Ende Januar auf 86 000 Mann, am 24. April standen 103 000 Mann unter den Waffen. Dadurch bewies die Schweiz den festen Willen, mit eigener Kraft jedem Versuch, unser Land zum Kriegsschauplatz werden zu lassen, entgegenzutreten. Die Gefahr war abgewendet.

Allgemein, auch in den kriegführenden Staaten, hatte man keineswegs mit einer so langen Kriegsdauer gerechnet. Das machte sich bei uns besonders fühlbar, indem allmählich eine gewisse Ermüdung eintrat. Die Begeisterung der ersten Monate wich nachgerade einer gewissen Missstimmung, die durch die zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten erhöht wurde. Vergewärtigen wir uns zudem, wie in unserm Lande von den Kriegführenden für sich Propaganda gemacht wurde, so ist zu begreifen, wenn in unserer Bevölkerung Sympathien und Antipathien oft sehr deutlich zum Ausdruck kamen. Es schien, als ob die Eidgenossen sich nicht mehr verstehen wollten. Wenn aber endlich ruhige Ueberlegung die Oberhand gewann



und man sich wieder fand, so kommt dabei der Armee ein Hauptverdienst zu; denn sie hielt sich von diesem Treiben fern.

Sie hatte allerdings gleichsam auch innere Schwierigkeiten, die aber mit der Einstellung zu den Nachbarn in keinem Zusammenhang standen; denn die Länge und eine gewisse Einförmigkeit der Ablösungsdienste blieben nicht ohne Wirkung. Aber die Armeeleitung, unterstützt durch eine Reihe privater Einrichtungen, bemühte sich nach Kräften, nicht nur für das materielle, sondern auch für das geistige Wohl der Wehrmänner zu sorgen. Durch Veranstalten von Vorträgen, Darbietungen aller Art, durch Schaffung einer Soldatenbibliothek, die den Truppen Lesestoff vermittelte, konnte viel Gutes erreicht werden. Besonders wertvoll waren die zahlreichen Soldatenstuben und Soldatenhäuser, von denen im Verlauf des Aktivdienstes über tausend in Betrieb gesetzt und von den « Soldatenmüttern » trefflich geleitet wurden. Besondere Verdienste haben sich unsere Schweizerfrauen erworben. Sie legten nicht nur in kurzer Zeit gleich zu Anfang der Grenzbesetzung 1 200 000 Franken zusammen und übergaben sie als « Frauenspende » dem Bundesrat zu Fürsorgezwecken in der Armee, sondern viele von ihnen leisteten auch persönlich grosse Dienste, sei es in den verschiedenen « Kriegswäschereien » oder als Leiterinnen von Soldatenstuben; besonders sorgten sie für die Familien der im Dienste stehenden Wehrmänner.

Das Schweizerische Rote Kreuz veranstaltete Geldsammlungen, die über zwei Millionen Franken ergaben und zur Abgabe von Wäschestücken an die Truppen Verwendung fanden.

Einer besonderen Tätigkeit widmeten sich die « Sammlung für kranke schweizerische Wehrmänner », die Vereinigung « Zwischen Licht » in Basel und die Militärkommissionen der deutschen und welschen Schweiz der Christlichen Vereine junger Männer. Die von der Armeeleitung im Dezember 1917 im Armeestab geschaffene « Abteilung

für soziale Fürsorge, Archiv- und Bibliothekswesen » sollte ein einheitliches Zusammenwirken dieser Hilfswerke veranlassen und durch die Durchführung der « Schweizerischen Nationalspende für unsere Soldaten und ihre Familien » finanziell sicherstellen. Diese grossangelegte Sammlung ergab eine Summe von etwa 10 Millionen Fr., wozu die Schweizer im Ausland in hervorragender Weise beitrugen. Besonders während der beiden Grippeperioden im Jahr 1918 haben diese Fürsorgewerke viel leisten können und sich um die Armee wie um weite Kreise der Bevölkerung verdient gemacht.

Leider blieb unserm Land, nachdem die äusseren Gefahren bestanden waren, eine schwere Erschütterung im Innern nicht erspart. Obschon wir dank dem verständnisvollen Zusammenarbeiten von politischer und militärischer Führung vor Kriegselend verschont geblieben waren, gab es doch unzufriedene Elemente, die gleichsam auch von einer Kriegspsychose ergriffen, zu hetzen und zu wühlen begannen. Der Weltkrieg sollte von einer Weltrevolution abgelöst werden, da durfte auch die Schweiz nicht fehlen. Es war naheliegend, dass man in besonderer Weise der Armee zusetzte, wobei die grundsätzlichen Gegner des Wehrwesens mithalfen, manche vielleicht in aller Harmlosigkeit und ohne sich bewusst zu werden, dass sie durch Schwächung der Wehrmacht den Umsturz erleichterten. Dieser sollte durch den Generalstreik im November 1918 erreicht werden. Ausgerechnet in dem Augenblick, als die Kriegführenden nach vier Jahren Frieden schlossen, wurde bei uns ein innerer Zwist zum Ausbruch gebracht.

Die Sache hatte aber noch eine andere Seite. Für den Fall, dass der Umsturz gelingen sollte, waren starke amerikanische Truppenteile von der Entente zu sofortigem Einmarsch bereitgestellt worden. Waren wir nicht selbst in der Lage, zum Rechten zu sehen, so kamen fremde Truppen ins Land, was wir während vier Jahren mit grossen Opfern verschiedener Art und dem Einsatz der Armee hatten vermeiden können.